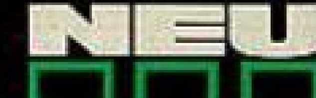
1,80 DM / Band 535
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Verdammte

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Verdammte

John Sinclair Nr. 535

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 04.10.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Verdammte

Bill Conolly war verschwunden!

Ein neuer Job führte ihn in den Süden der Staaten, wo er der Spur eines geheimnisvollen Mädchens nachgehen wollte, das angeblich schon einmal gelebt hatte.

Er flog ab und meldete sich nicht mehr. Zurück ließ er eine Frau und einen Sohn, die vor Sorge fast umkamen.

Sheila alarmierte mich.

Ich mußte etwas unternehmen, stieg in den Jet und flog mitten hinein in die Mambo-Hölle…

Bill Conolly schwitzte nicht nur wegen des feuchten, für ihn ungewohnten Klimas, es lag auch an der Umgebung, daß er sich nicht eben wohl fühlte.

Die wenigsten Menschen mochten Friedhöfe, von Totengräbern und einigen Gärtnern, die dort beruflich zu tun hatten, vielleicht einmal abgesehen. Der Reporter hatte auf diesem Friedhof zwar auch in gewissem Sinne beruflich zu tun, dennoch wünschte er sich in einem Pub zu sitzen, Bier zu trinken, Darts zu spielen und sich mit Freunden zu unterhalten.

Statt dessen stand er inmitten der alten, unheimlichen Grabsteine, der finsteren Büsche, der tropischen Vegetation und der schmalen Wege, die den Friedhof wie ein Schachbrettmuster durchzogen.

Es war schon dunkel geworden. Mit der Dämmerung war auch der Wind aufgekommen. Warmer Südwestwind, der seinen Weg bereits über den Golf von Mexiko genommen hatte.

Bill leckte über seine Oberlippe und spürte den salzigen Schweißgeschmack im Mund. Sein Hals war trocken geworden, Bill sehnte sich nach etwas Kaltem, doch die nächste Bar war ziemlich weit weg.

Der Leinenanzug klebte am Körper, das dünne Hemd ebenfalls.

Die Krawatte hatte Bill schon längst gelockert, dennoch kam er sich vor, als würde man ihm bei jedem Atemzug einen Teil der Luft wieder wegnehmen.

Trotz der spätabendlichen Stunde herrschte auf dem Friedhof keine Ruhe. Die Geräusche drangen von überall her an die Ohren des einsamen Mannes. Ein ständiges Zischeln; Raunen, Wispern und Flüstern, als wären die zahlreichen Toten dabei, sich untereinander zu verständigen, um das Opfer, den Lebenden, zerreißen zu können.

Nicht die Toten redeten, die Tiere der Nacht waren erwacht. Um den Friedhof wuchs dichte, subtropische, dschungelartige Vegetation mit hohen Bäumen, dichten Büschen, verfilztem Unterholz und auch den gefährlichen Schlangen, die in den Sumpflöchern, Tümpeln und Teichen lauerten. Myriaden von Mücken stiegen aus der Feuchtigkeit hoch, sahen in Bill Conolly ein Opfer und stürzten sich auf ihn.

Längst hatte der Reporter es aufgegeben, nach ihnen zu schlagen.

Es war sinnlos.

Am Himmel stand der bleiche Tropenmond!

Fast voll und auch sehr blaß glotzte er, wie ein nicht fertig gemalter Kreis auf die Erde nieder. Sein silbriger Schein senkte sich wie eine lange Gardine auf die Erde nieder, wobei er auch den einsamen Friedhof traf.

Er berührte die Grabsteine, von denen die meisten aus hellem Material bestanden. Sehr weiß, formschön, auch manchmal kitschig, wenn aus den Steinen Engel, Heilige und auch der Tod als stilisiertes

Skelett geschaffen worden waren.
Ein Friedhof, der auf Bill Conolly sehr fremd wirkte, aber man hatte ihm dieses Gelände als Treffpunkt genannt, und er hatte auf keinen Fall kneifen wollen.
Der Wind wehte gegen sein schweißnasses Gesicht. Er trocknete die Haut nicht einmal. Bill wischte sich über die Augen, ging weiter und schlurfte durch dichtes, grünes Gras.
Mangrovenbäume ließen ihre langen Blätter traurig herabhängen.
Die Spitzen kitzelten Bills Körper. Wenn sie über sein Gesicht strichen, hatte er das Gefühl, von Fingerkuppen berührt zu werden.
Er wandte sich nach rechts, vorbei an zwei Gräbern, auf denen Kerzen brannten. Die Kerzen steckten in roten Glasgefäßen und übergossen die Erde wie mit einem wahren Blutschleier.
Neben einem besonders hohen Grabstein blieb der Reporter stehen. Er lehnte sich an ihn. Der Grabstein bestand aus einer Platte, in die ein Gesicht eingemeißelt worden war. Es zeigte die Züge des hier in der Erde liegenden Menschen.
Die Geräusche nahmen nicht ab. Ständig raschelte und zischte es um Bill Conolly. Die Tiere der Nacht ließen sich anscheinend nicht stören.
Würde sie kommen?
Bill konnte es nur hoffen. Versprochen hatte sie es ihm jedenfalls, und er dachte an sie.
Evangeline Cortland…
Bill dachte an den Namen und konnte es noch immer nicht fassen, daß jemand überhaupt so hieß. Aber es stimmte, sie hieß tatsächlich so, sie hatte es ihm bei der telefonischen Kontaktaufnahme gesagt und diesen Friedhof als Treffpunkt vorgeschlagen.
Es war nicht ungewöhnlich für sie, daß sie diesen Ort gewählt hatte, schließlich war sie eine ungewöhnliche Person.
Und sie brauchte Hilfe. Das jedenfalls war dem Reporter versichert worden.
Er wartete weiter, schwitzte, schaute ab und zu auf den Mond, verscheuchte Mücken, blickte dann über die Grabsteine hinweg und bekam den Eindruck, als würden sie sich bewegen.
Bill schüttelte den Kopf. Daß dieses Bild entstand, lag wohl an seiner überstrapazierten Phantasie. Die Zeugen der Toten blieben auch weiterhin starr und stumm auf ihren Standorten stehen.
Angst verspürte der Reporter nicht. Nur ein leichtes Unbehagen, das auch nicht weichen wollte. Manchmal kroch eine Gänsehaut über seinen Rücken, hin und wieder glaubte er, zwischen den dicht zusammenwachsenden Büschen würden sich Schatten bewegen, aber es war nur der warme Wind, der mit den Zweigen spielte.
Wieder wischte er sich den Schweiß ab.
Er schloß die Augen, putzte über seine Lider hinweg und wollte das

weiße Tuch wieder in der Hosentasche verschwinden lassen, als es geschah.

Plötzlich und unerwartet waren sie da!

Sie kamen aus dem Nichts, schienen aus der Erde der Toten gekommen zu sein und waren so schnell bei ihm, daß er sich zunächst nicht wehren konnte.

Von allen Seiten tauchten sie auf, nicht die Geister der Toten, nein, er schaute in negroide Gesichter mit dicken Nasen und aufgeworfenen Lippen, die in verschiedenen Farben schimmerten und die Züge der Männer noch stärker verfremdeten.

Von zwei Seiten sprangen sie Bill an. Einer hechtete von vorn über den Grabstein hinweg, der andere packte ihn von hinten und zog ihn hart zurück.

Der vordere schlug zu.

Er hielt irgend etwas in der Hand, das vor Bills Gesicht auftauchte, dann hart gegen seine Wange klatschte, und Bill spürte im nächsten Augenblick die harten Nägel, die durch sein Gesicht Streifen zogen. Haut riß auf, Blut quoll hervor, Bill schlug um sich, während er fiel. Er hatte die Hände geballt. Seine Fäuste drangen tief in weiche Massen ein. Er hörte das Gurgeln, das schon im Ansatz erstickte Keuchen. Er sah die Gesichter wie tanzende Masken über sich, wenn sich die Männer zu heftig bewegten, und sie schlugen weiter auf ihn ein.

Die harten Krallen erwischten den Reporter überall am Körper.

Sie hakten sich im Leinenstoff seines Jacketts fest, sie zerrten und rissen Fäden, aber sie erwischten auch sein Gesicht, wo sie die Haut noch tiefer einrissen, so daß immer mehr Blut aus den Wunden strömte.

Bill wälzte sich auf die Seite. Er befand sich hinter dem mächtigen Grabstein, dachte an alles, nur nicht an Gegenwehr. Es gelang ihm, während sie auf ihn einschlugen und auch seinen Nacken erwischten, sich hinzuknien, die Arme anzuheben und so seinen Kopf zu schützen.

Einmal packte er kurzentschlossen zu, bevor der Schlagende seine Waffe wieder zurückziehen konnte.

Bill riß sie ihm aus der Hand, konzentrierte sich darauf und brachte sie dicht vor seine Augen, um sie genau erkennen zu können. Ihm wollte der Magen hochkommen, als er erkannte, womit sie ihn schlugen.

Es waren Hühnerkrallen. Gelblich schimmernd, mit einer Haut wie Leder, doch an den Spitzen mit roten Perlen besetzt, die aus seinem Blut bestanden.

Zwei Sekunden der Ablenkung hatten den Angreifern gereicht, um einen entscheidenden Treffer zu landen.

Bill vernahm noch einen krächzend gesprochenen Befehl, dann erwischte ihn ein harter Gegenstand zwischen Ohr und Oberkiefer.

Dieser Schlag reichte aus. Bill wollte noch einmal hoch, mitten in der Bewegung verlöschten bei ihm sämtliche Lichter. Schwerfällig fiel er nach vorn, berührte den weichen Boden und merkte nicht einmal, daß ihn starke Hände packten und auf die Seite drehten.

Jemand zischte einen Befehl.

Im nächsten Augenblick verschwanden die Schatten ebenso schnell, wie sie gekommen waren.

Zurück blieb Bill Conolly, geschlagen, erniedrigt. Er lag wie ein Toter auf dem alten Friedhof und merkte auch nicht, daß dieses Gelände von einer anderen Gestalt betreten wurde, die sich aus zwei Schatten zusammensetzte.

Beide näherten sich dem Reporter…

***

Der letzte Treffer zwischen Ohr und Hals war zwar hart gewesen, aber nicht so schlimm, daß Bill lange bewußtlos gewesen wäre. Sein Wegtauchen hatte auch mit dem Schock des plötzlichen Überfalls in Zusammenhang gestanden, nach höchstens zwei Minuten jedoch war dieser Zustand vorbei. Das Wahrnehmungsvermögen des Reporters klärte sich, Bill konnte nachdenken, er tastete, er fühlte und schmeckte.

Das Denken fiel ihm schwer. Die Stiche stießen vom Nacken hoch in den Kopf, wo sie unter der Schädeldecke regelrecht explodierten und sich ausbreiteten. Er wollte tief einatmen, was ihm nicht gelang, denn seine Lippen berührten den weichen Friedhofsboden.

Bill drehte den Kopf zur Seite. Er öffnete den Mund, atmete tief und hatte das Gefühl, die Luft zu trinken, so schwül und widerlich war sie. Er nahm die fremden Gerüche wahr, und er spürte gleichzeitig, daß es kaum Stellen mehr in seinem Gesicht gab, die nicht brannten. Jetzt fiel ihm wieder ein, womit sie ihn attackiert hatten.

Mit Hühnerkrallen!

Das war nicht normal. Wer schlug schon mit Hühnerkrallen? In London niemand, aber hier in Baton Rouge, nur einen Katzensprung von New Orleans entfernt, in einem Klima, das die Emotionen der Menschen hochkochen ließ und wo Voodoo-Kräfte gediehen, sah alles anders aus. Da lebte die Vergangenheit in der Gegenwart, zusammen mit der arroganten Tradition der großen Südstaaten-Familie.

Hühnerkrallen…

Bill dachte darüber nach. Er wußte auch Bescheid. Man nahm Hühnerkrallen, um jemandem zu zeigen, daß man genug von ihm hatte oder ihn als Verräter ansah.

Ein Verräter war Bill nicht. Es kam nur die erste Möglichkeit in Frage. Man hatte genug von ihm. Man wollte, daß er verschwand und sich nicht mehr in Dinge einmischte, die ihn nichts angingen.

Was hatte er denn getan?

Bill kam nicht mehr dazu, weiter über die Dinge nachzudenken, denn er hatte etwas gehört. Da er das rechte Ohr gegen den Boden gepreßt hielt, waren auch diese weichen Vibrationen zu vernehmen.

Jemand schlich auf ihn zu.

Kamen die Schläger zurück? Wollten sie ihn diesmal so zusammenschlagen, daß er nicht mehr aufstand?

Bill war waffenlos auf den Friedhof gekommen. Er hatte das Schießeisen bewußt im Hotel zurückgelassen, weil er nicht provozieren wollte. Es wäre jedoch besser gewesen, wenn er die Waffe bei sich gehabt hätte.

Er wollte etwas tun. Zumindest versuchen, die ihn umschwirrenden Mückenschwärme loszuwerden.

Etwas klatschte gegen sein Gesicht.

Naß, feucht, auch klebrig, als wäre dieser Gegenstand mit einer dünnen Leimschicht bestrichen worden.

Bill blieb liegen. Er stellte sich tot, atmete so flach wie möglich, konzentrierte sich nur auf das Neue und nahm auch einen sehr scharfen Geruch wahr, den er zunächst nicht identifizieren konnte, der ihn allerdings sehr bekannt vorkam.

Bekannt aus dem Londoner Zoo! Raubtiergeruch war das. Das mußten Tiger, Panther oder Löwen sein.

Plötzlich schlug das Herz des Reporters schneller. Gleichzeitig hörte er ein Geräusch, das ihn an ein Fauchen erinnerte. Eher so, als würde ihn eine Katze sanft anfauchen.

Raubtiere waren auch Katzen…

Der feuchte Gegenstand wanderte weiter durch sein Gesicht. Er war zudem auch leicht angerauht. Bill erinnerte sich daran, daß er schon von einer Katzenzunge am Finger geleckt worden war. Diese Zunge hatte ebenfalls eine rauhe Oberfläche besessen.

Wie die, die durch sein Gesicht strich.

Der Reporter verkrampfte sich. Das leise Fauchen blieb, die Zunge wanderte weiter, sie glitt über seine Wunden hinweg, als wollte sie diese pflegen.

»Genug jetzt, Shandra!«

Die Stimme hatte Bill nie gehört. Sie besaß einen besonderen Klang. Rauh und peitschend, befehlsgewohnt.

Die Zunge glitt ein letztes Mal über sein Ohr, dann zog sich das Tier zurück.

Der Reporter blieb liegen. Er konnte nicht sehen, wer den Befehl gegeben hatte, weil die Person in seinem Rücken stand. In Bills Nase hing noch immer der Geruch des Raubtieres, und der nächste Befehl galt nicht mehr dem Tier, er war an ihn gerichtet.

»Dreh dich auf den Rücken!«

»Okay!« keuchte Bill. »Ist schon okay!« Mühsam wälzte er sich herum. Er wollte den Fremden sehen. Während der Bewegung zuckten die Schmerzen heftiger durch seinen Kopf. Als er die geforderte Lage eingenommen hatte, war der Schatten über ihm.

Bill sah einen schwarzen Körper, ein helles Augenpaar, hörte das Fauchen, diesmal aggressiver, und blieb erstarrt liegen, als sich vor ihm ein Maul öffnete, das spitze Zähne präsentierte, die sich gegen seine Kehle drückten.

Bill rührte sich nicht. Die Haut an seinem Hals war straff gespannt. Die Enden der Zähne tickten dagegen, und Bill wußte, daß er sich in höchster Lebensgefahr befand. Wenn er sich falsch bewegte, würde das Raubtier ihm die Kehle durchbeißen.

Panther hatten das nun mal so an sich, es entsprach ihrer Natur.

Aber Panther konnten nicht reden. Es mußte jemand in der Nähe sein, der ihm den Befehl gegeben hatte.

Vor Bill bewegte sich ein Schatten. Nicht der des Raubtieres. Dort stand hochaufgerichtet ein Mann, den Mond im Rücken, so daß dessen Schein ihn anstrahlen konnte.

Da der Panther sich an Bills rechter Seite aufhielt, konnte der Reporter über den Kopf des Raubtieres hinwegschauen und den Mann betrachten.

Er hatte ihn nie zuvor gesehen. Bill wußte sofort, daß der Fremde zu der Sorte Mensch gehörte, die bei Licht ebenso gefährlich wirkten wie in der Finsternis.

Er stand vor dem Reporter wie eine Statue. Seine Gestalt wuchs in die Höhe. Sie war schmal, mit breiten eckigen Schultern. Das konnte auch an dem dünnen Ledermantel liegen, den der Mann trug. Er reichte ihm bis zu den Waden, wo der Saum mit den oberen Rändern der Stiefel abschloß. Bill ließ seinen Blick in die Höhe streifen, um das Gesicht des Fremden erkennen zu können.

Seiner Ansicht nach mußte es bleich sein, obwohl es nicht direkt angeleuchtet wurde. Jedenfalls wirkte es hart geschnitten, etwas knochig, mit einer langen, dünnen Nase, dem strichartigen Mund und dem eckigen Kinn.

Der Mann war außergewöhnlich, das spürte Bill sofort. Ihn umgab ein Hauch von Düsternis und Tod, den eine sensible Person fürchten mußte.

Das Haar hatte der Mann streng nach hinten gekämmt. Es war so dunkel, daß es schon glänzte. Wegen seiner Länge hatte es der Mann im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

Seine Arme lagen dicht am Körper, die Hände hatte er in die Manteltaschen gesteckt, dessen große Knöpfe glänzten, als wären sie frisch poliert worden.

»Sie stehen genau an der Schwelle zum Tod!« erklärte der Fremde

mit seiner kalten Stimme. »Ich brauche Shandra nur den entsprechenden Befehl zu geben, dann zerfetzt er Ihnen die Kehle. Ist Ihnen das klar, Mister?«

Bill hätte gern geantwortet, nur traute er sich nicht. Statt dessen bewegte er seine Augenlider, was den Mann mit dem Pferdeschwanz auch zufriedenstellte.

Er sprach weiter. »Manchmal macht man Fehler. Vielleicht ist es ein Fehler, wenn ich Sie jetzt laufenlasse. Aber ich möchte Sie warnen. Verlassen Sie die Umgebung der Stadt. Sie haben hier nichts zu suchen, wir mögen keine Fremden. Vor allen Dingen keine, die sich um unsere Angelegenheiten kümmern und ihre Nasen in Dinge stecken, die sie überhaupt nichts angehen. Wir befinden uns hier im Süden. Es gibt offiziell zwar die gleichen Gesetze, wie in New York oder Boston, dennoch ist hier alles anders. Der Krieg im vergangenen Jahrhundert hat bis heute Spuren hinterlassen. Die Wunden sitzen tief, sie werden auch nicht verheilen. Wir führen ein eigenes Leben und brauchen keine Schnüffler aus dem Norden. Denken Sie daran, ich warne nur einmal. Noch ein letztes Wort. Evangeline Cortland ist für Sie tabu. Haben Sie verstanden? Tabu! Das Mädchen gehört mir, Mister, mir allein. Ich habe es gekauft. Evangeline ist mein Eigentum. Und mein Eigentum lasse ich mir von keinem Menschen auf der Welt wegnehmen!«

Der Fremde hatte lange genug gesprochen. Er schnalzte mit der Zunge.

Dieser Befehl galt dem Panther. Ohne daß dessen Zähne Bills Hals auch nur geritzt hätten, zog sich das Tier mit geschmeidigen Bewegungen zurück und trottete auf seinen Herrn und Meister zu. Der zog seine rechte Hand aus der Tasche. Zwischen den Fingern hielt er einen Gegenstand fest, den Bill erst erkannte, als er auf seine Brust geworfen wurde und dort liegenblieb.

Es war eine Hühnerkralle!

Der Fremde drehte sich um. Er ging davon, ohne ein Wort zu sagen und verschwand, ebenso wie sein Panther, im Schatten der tropischen Büsche.

Bill konnte nicht sprechen. Seine Kehle kam ihm zugenäht vor. Er schluckte, räusperte sich, holte tief Luft, zwinkerte mit den Augen und spürte das Brennen, weil Schweiß hineingelaufen war und sich in seinen Augäpfeln ausbreitete.

Minuten vergingen, in denen Bill über die Worte des Fremden nachdachte. Sie waren deutlich genug gewesen. Eine knallharte Warnung, die nur ausgesprochen werden konnte, weil Bill durch sein Erscheinen an Dinge gerührt hatte, über die man sonst nicht sprach. Er hatte etwas aufgewühlt, von unten her hochgebracht, und das mußte der anderen Seite verdammt querlaufen.

Evangeline Cortland war diejenige Person, um die sich alles drehte. Sie sollte nicht gestört werden, und das mußte einen Grund haben. Also gab es doch ein Geheimnis um ihre Person, Bill befand sich auf der richtigen Fährte.

In seinem Kopf tobten sich zwar keine Schmerzen mehr aus, doch der Druck war geblieben. Lange wollte er auf dem Friedhof nicht mehr bleiben, es war nicht der richtige Platz. Entweder waren die Mücken durch das Blut oder durch den Schweiß in seinem Gesicht angezogen worden, jedenfalls umtanzten sie ihn wieder wie wild und bissen auch.

Bill wälzte sich auf die Seite. Er setzte sich hin, überwand das Schwindelgefühl und benutzte den Grabstein als Stütze, als er sich auf die Füße stemmte. Breitbeinig stellte er sich hin.

Beide Hände hatte er auf die Kante gelegt, schaute nach vorn, der Schwindel kehrte zurück, so daß Bill den Eindruck gewann, als würden die hellen Grabsteine schwanken.

Auch der dunkle Hintergrund und die Umgebung blieben nicht still. In gewaltigen Wellen schoben sich die Hügel hoch, und Bill wischte ein um das andere Mal über seine Augen, denn Hügel hatte er in der Umgebung des Friedhofs noch nicht gesehen.

Allmählich fand er sein Gleichgewicht wieder und fühlte sich auch stark genug, um die ersten Schritte zu gehen.

Er blieb auf den Beinen, was Bill schon als kleinen Erfolg ansah.

Dennoch ging er wie ein Betrunkener. Oft genug streckte er die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten. Er stützte sich an Grabsteinen ab, er schleifte durch das hohe Gras, atmete mit offenem Mund und war froh, als er den Friedhof verlassen hatte.

Auf der Straße, die eigentlich keine war, sondern mehr ein festgetrampelter, relativ breiter Dschungelpfad, blieb er stehen und dachte daran, daß er irgendwo in der Nähe auch sein Fahrzeug geparkt hatte.

Es war ein Leihwagen, ein Chrysler, dunkelrot und fast fabrikneu.

Er stand unter den wippenden Ästen der halbhohen Bäume. Als Bill ihn endlich erreichte, hatte er Mühe, die Tür zu öffnen. Erschöpft ließ er sich auf den Fahrersitz sinken.

Der Lauf hatte ihn angestrengt und mitgenommen. In seinem Kopf wühlten wieder die Schmerzen.

Er lehnte sich weit zurück und schloß die Augen. Dann versuchte er darüber nachzudenken, was er bisher erreicht hatte. Einmal hatte er mit Evangeline Cortland gesprochen, und sie hatte seine Fragen bejaht, ohne allerdings genauere Erklärungen abzugeben. Sie hatte den nächtlichen Treffpunkt auf dem Friedhof vorgeschlagen. Sie wollte mit ihm reden und ihm das Grab der Mutter zeigen.

Ihre Mutter war das Bindeglied. Erst durch sie war Bill auf das

Mädchen aufmerksam geworden – oder war es umgekehrt?
Er merkte, wie schwer ihm das Denken fiel. Eines jedenfalls war klar. Das Mädchen Evangeline hatte ihn fasziniert. Eine außergewöhnliche, junge Frau, trotz ihrer Jugend voll erblüht, eine Kreolin, die einen aggressiven Sex ausstrahlte.
Bill konnte sich gut vorstellen, daß ein Mann wie dieser Fremde auf diese Person nicht verzichten wollte.
Er hatte sie gekauft…
Sklavenhandel nannte man so etwas. Natürlich war er längst verboten, aber es gab Strömungen, nicht nur im Süden der Staaten, die sich darüber hinwegsetzten.
In allen Teilen der Welt hatte der Sklavenhandel drastisch zugenommen. Hier jedoch wies er noch eine besondere Variante auf, die Bill mit dem Begriff Reinkarnation, also Wiedergeburt, umschrieb.
Daß er sich auf der richtigen Spur befand, hatten ihm die Reaktionen der Männer bewiesen. Noch jetzt spürte er die Schläge der Hühnerkrallen in seinem Gesicht.
Das brachte ihn darauf, einmal in den Spiegel zu schauen. Bill schaltete die Innenbeleuchtung ein und erschrak.
Die Nägel der Hühnerkrallen hatten Wunden hinterlassen. Teilweise waren sie ausgeblutet, doch bei einigen von ihnen lagen die Tropfen noch wie Perlen auf seiner Haut.
Der Panther hatte nicht alles weglecken können und sogar mit seiner Zunge das Blut in Bills Gesicht verschmiert, so daß eine rosafarbene Schicht auf der Haut lag.
Bill holte ein Papiertaschentuch hervor und tupfte das Blut weg.
Er fühlte sich unwohl in seiner verdreckten Kleidung. Die gehörte in den Mülleimer. Bill dachte daran, daß er Mühe haben würde, in das Hotel zu gelangen.
Trotzdem mußte er hin.
Der Reporter startete. Schmatzend rollten die Reifen durch die tiefen Rillen, die sie im Boden hinterlassen hatten. Zweige schleiften über das Dach des Chrysler. Die Klimaanlage arbeitete gut.
Niemand hielt ihn auf. Die Gänsehaut blieb, bis er Baton Rouge erreicht hatte.
Er rollte über Brücken, sah die Lichter der Häuser, die im Wasser der zahlreichen Flüsse und Tümpel tanzten.
Das Sumpfgebiet erstreckte sich bis hin zum Meer. Diese Gegend konnte für einen Fremden zur Hölle werden.
Er rollte durch Vororte. Regelrechte Slums. Alte Häuser, die einmal weiß gestrichen waren, jetzt aber so aussahen, als würden sie im nächsten Moment zusammenfallen.
Das Hotel lag in der Innenstadt, wo man aus der wilden, tropischen Natur einen Park hergerichtet hatte. Wunderschön bei Tageslicht

anzusehen. Mit schattigen Zonen unter den Dächern der Akazienbäume. Weiße Bänke und Tische bildeten einen Kontrast zum Grün des Rasens. Die Menschen trugen fast nur weiße Kleidung, und man sah viele ältere Frauen mit Sonnenschirmen einherspazieren, so daß sich der Betrachter manchmal vorkam, als befände er sich im letzten Jahrhundert.

Im Süden war vieles anders, nicht nur die Menschen.

Früher hatte das Haus einem Plantagenbesitzer gehört. Hochherrschaftlich, in einem strahlenden Weiß, das bei Nacht angestrahlt wurde.

Der Chrysler rollte über die breite Zufahrt. Sie war mit feinem, hellen Kies bestreut, der unter den Reifen des Wagens knirschte.

Niemand begegnete dem Reporter. Mitternacht war vorüber, die meisten Gäste lagen längst in ihren Betten.

Bill stellte den Wagen auf dem Parkplatz ab, stieg mit weichen Knien aus und spürte wieder Kopfschmerzen, die durch seinen Schädel tuckerten.

Im Hotel würde er zwei Tabletten schlucken. Hinter der Glastür befand sich eine andere Welt. Wohlklimatisiert, Springbrunnen in der kleinen Halle, dicke Teppiche auf den Steinböden, elegante Sitzmöbel und eine Rezeption, die kaum auffiel, weil sie in die Einrichtung integriert worden war.

Nur wenig Personal arbeitete in der Nacht. Der livrierte Farbige schaute Bill erstaunt an, als der schwankend über den Teppich auf die Rezeption zuging und nach seinem Zimmerschlüssel verlangte.

»Ist Ihnen nicht gut, Sir?« Der Schwarze schob Bill den Schlüssel zu.

»Richtig geraten. Ich brauche Tabletten, bitte.«

»Sofort, Sir.«

Bill bekam eine kleine Schachtel und grinste. »Ihre Stadt ist etwas unsicher.«

Die Augen des Livrierten nahmen an Größe zu. »Sind Sie überfallen worden, Sir?«

»So kann man es nennen.«

Der Mann erschrak noch mehr. Ob echt oder gespielt, das wußte Bill Conolly nicht. »Soll ich die Polizei…?«

»Nein, die nicht. Ich komme schon zurecht. Mir fehlt ja nichts. Doch«, verbesserte er sich, »mir fehlt etwas. Und zwar ein heißes Bad, das werde ich noch nehmen.«

»Natürlich, Sir – und gute Nacht.«

»Mal sehen.« Bill ging zum Lift. Er kam sich ziemlich deplaciert vor und war froh, als er die Zimmertür hinter sich geschlossen hatte und in den großen Raum schaute, in dem das Zimmermädchen eine Lampe hatte brennen lassen.

Der rote Teppich stand im Kontrast zu den weißen Möbeln.

Rechts befand sich die Tür zum Bad, die Bill aufstieß, Wasser in die breite Wanne laufen ließ und zunächst einmal zwei Tabletten schluckte.

Fünf Minuten später hatte er die schmutzige Kleidung vom Körper gestreift und stieg in die Wanne.

Das heiße Wasser tat ihm gut. Er merkte sehr schnell, daß er sich nicht nur entspannte, sondern auch schläfrig wurde und er Furcht davor bekommen mußte, einzuschlafen.

Einmal schreckte er hoch, nicht allein deshalb, weil ihm die Augen zugefallen waren, denn im Nebenzimmer summte das Telefon. Nach dem vierten Geräusch blieb es still.

Der Reporter war wieder hellwach. Wer konnte ihn jetzt noch anrufen? Wieder dieser Fremde? Wollte er nachprüfen, ob Bill sich schon im Hotel befand?

Er stieg aus der Wanne und hüllte sich in das weiße angewärmte Badetuch. Dann dachte er nach und kam zu dem Entschluß, daß er möglicherweise in ein Wespennest gestochen hatte und den Fall allein nicht mehr durchziehen konnte.

So wie der sich entwickelte, lief er in eine Richtung, die auch für seinen Freund John Sinclair interessant werden konnte. Natürlich dachte Bill auch an die Warnung, aber er gehörte zu den Menschen, die sich so etwas nicht sagen ließen. Er würde nicht verschwinden.

Wenn er wieder auf Pirsch ging, dann wollte er seine Waffe mitnehmen.

Auf der Bettkante hockend, trocknete er sich ab. Das Telefon stand neben dem Bett. Auf das cremefarbene Gehäuse fiel auch das Licht der Nachttischleuchte.

Bill wollte in seinen Schlafanzug steigen, als der Apparat wieder anschlug.

Beim zweiten Läuten hob der Reporter ab und meldete sich mit einem »Ja, bitte…«

Zunächst vernahm er nichts, außer einem Geräusch, das ihn an ein heftiges Atmen erinnerte. »Wer sind Sie? Melden Sie sich…«

Wieder nur das scharfe Atmen, dann die Stimme.

»Bill, bist du es?«

Der Reporter schrak zusammen. Danach saß er starr. Er hatte die Stimme erkannt, obwohl sie nur so leise klang. Es war Evangeline, die junge Kreolin.

»Ja, ich bin es…«

Sie atmete wieder. Dann senkte sie ihre Stimme noch mehr, so daß nur ein Flüstern an Bills Ohren klang. »Du bist auf dem Friedhof gewesen? Sag mir, warst du da?«

Der Reporter strich über seinen Kopf und verzog schmerzlich den Mund. »Und ob ich dort gewesen bin.«

»Ich konnte nicht kommen, entschuldige.«
»Das habe ich bemerkt. Dafür kamen andere, die mich mit Hühnerkrallen malträtierten, bewußtlos schlugen. Dann erschien ein düsterer Kerl mit einem Panther und machte mir klar, daß ich aus der Umgebung verschwinden sollte. Selbst für mich war das ein wenig viel, wie du dir denken kannst.«
Sie schwieg wieder. Er hörte sie aufstöhnen. Dann sagte sie leise:
»Bill, es tut mir sehr leid, aber ich konnte daran nichts ändern, glaube mir. Ich habe alles versucht…«
»Kannst du überhaupt etwas versuchen?« unterbrach er sie.
»Wie meinst du das?«
»Nun ja, ich hörte, daß du nicht frei bist. Dieser Mann erklärte mir einiges…«
»Ja, Lossardo ist schlimm.«
»Lossardo heißt er also. Interessant.«
»Kennst du ihn?«
»Nein, nie davon gehört.«
Bill hörte sie krächzend lachen. »Wenn du wüßtest, Bill, wenn du alles wüßtest…«
»Was sollte ich wissen?«
»Lossardo ist gefährlich. Er ist die Person, die alles in der Hand hält. Er herrscht über die Sümpfe, er ist der Böse in dieser Stadt und der Umgebung. Manche sagen, daß in ihm der Teufel wiedergeboren wäre, verstehst du das?«
»So schlimm wird es wohl nicht sein.«
»Doch, er ist schlimm. Er hat mich gekauft, er ist furchtbar. Ich kann ihm nicht entkommen. Er kannte schon meine Mutter.«
»Ja, stimmt, du wolltest mir ihr Grab zeigen.«
»Nicht mehr, Bill. Ich möchte dich bitten, die Stadt zu verlassen. Fahr weg, bitte. Wenn du nicht gehst, ist das dein Todesurteil.«
»Ohne dich soll ich weg?«
»Vergiß mich. Du bist gekommen, um meine Geschichte zu hören. Sicherlich gibt es noch mehr Personen, die sich in einer ähnlichen Lage befinden wie ich. Laß mich in Ruhe, denke nicht mehr an meine Geschichte. Tu dir und mir den Gefallen, sonst wirst du ein Opfer.«
»Wie soll ich das verstehen?«
»Meine Mutter war eine Mambo-Priesterin. Sie hatte den Kontakt zum Bösen. Sie opferte…«
»Was?«
»Tiere – Hühner, Hunde, Katzen…«
Bill war mißtrauisch geworden, weil Evangeline nicht mehr weitersprach. Deshalb hakte er nach. »Auch Menschen?«
Sie legte eine Pause ein, als müßte sie erst noch überlegen, ob sie die Antwort geben sollte. Dann sagte sie sehr, sehr leise: »Ja, man spricht

davon.«

Bill schloß sekundenlang die Augen. Die letzte Antwort hatte ihn hart getroffen.

»Bist du noch da?«

»Natürlich.« Er wischte über seine Stirn, wo dick der Schweiß lag.

»Du… du weißt das also. Hast du vielleicht auch …?«

»Bill, das kann ich dir nicht sagen. Lossardo hat mir erklärt, daß ich eine Verdammte wäre. Ich bin nicht nur eine Gefangene von ihm, auch die Gefangene meines Lebens, das mußt du verstehen.«

»Es fällt mir schwer.«

»Das glaube ich dir. Du kommst nicht von hier, Bill. Nur wer hier geboren ist und die Verhältnisse kennt, kann das alles begreifen, was hier vor sich geht.«

Bill zog sich auf das Bett zurück. Sein Kopf berührte das Kissen.

»Manchmal wissen Fremde mehr«, erwiderte er. »Ich habe ebenfalls meine Erfahrungen sammeln können.«

»Ja, in der Zivilisation.«

Der Reporter lachte. »Sind wir hier woanders?«

»So ist es. Die Zivilisation hat uns zwar umkreist, wir leben auch mitten in ihr, aber sie ist trotzdem manchmal so weit entfernt wie ein Stern.«

»Das mußt du mir näher erklären.«

»Nein, Bill, nein.«

»Ich will es wissen.«

»Bill«, sie redete jetzt beschwörend. »Wissen kann schlimm sein, wenn man es nicht begreift. Vergiß mich bitte. Vergiß meine Mutter, vergiß Lossardo und die Stadt. Au revoir, ich habe dich gemocht, Bill.«

»Und ich dich…« Das letzte Wort sprach Bill nicht mehr aus, denn er hörte das Freizeichen.

Plötzlich fröstelte er. Was ihm Evangeline da berichtet hatte, war verflixt hart gewesen. Sie hatte es zwar nicht direkt erwähnt, doch.

Bill wußte, um was es sich im Endeffekt nur handeln konnte.

Schwarze Magie!

Im Liegen nickte er. Ja, Schwarze Magie, das genau ist es gewesen. In Baton Rouge, an dieser feuchtschwülen, heißen, dampfenden Küste, wo sich die Rassen vermischt hatten, herrschten eben andere Gesetze. Dennoch dachte Bill nicht daran, zu kapitulieren. Er würde Lossardos Warnungen zwar ernst nehmen, aber nicht fliehen.

Außerdem dachte er an Evangeline!

Dieses Mädchen hatte ihn fasziniert. Er konnte nur an sie denken, an die großen Augen, deren Ausdruck ständig wechselte, und an ihre Leidenschaft. Daß Bill in London eine Frau und einen Sohn zurückgelassen hatte, war für ihn ferne Vergangenheit. Er hatte bei seiner Ankunft nur einmal angerufen und dann nicht mehr.

Das lag jetzt fünf Tage zurück…

Schwarze Magie, dachte er. Sollte er John Sinclair anrufen oder nicht? Er konnte sich nicht entscheiden und beschloß, den nächsten Tag abzuwarten.

Lossardo und Evangeline hatten ihn gewarnt. Jeder auf seine Weise, doch Bill mußte einfach hinter das Geheimnis des Mädchens kommen, das sich als eine Verdammte bezeichnete. Etwas steckte in ihr, etwas hatte sie geprägt, sie war nicht nur verdammt, auch gefangen.

Und ihre tote Mutter gehörte ebenfalls zu den Spuren, denen Bill nachgehen wollte.

Das Band war nicht völlig zerrissen. Er besaß noch einen wichtigen Anhaltspunkt.

Einen Namen.

Sweet!

Mehr nicht, nur diesen Namen, aber Bill wußte, daß es sich bei ihm um einen Musiker handelte. Er sollte Evangelines Mutter gut gekannt haben. Vielleicht konnte er über ihn wieder an die Tochter herankommen.

Bill nickte. Der Schmerz in seinem Schädel war abgeebbt. Die Tabletten hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Reporter wußte jetzt, wie der folgende Tag aussehen würde.

Er mußte mit Sweet reden. Und er würde ihm einige verdammt harte Fragen stellen…

***

Auch in London hatte es der Frühling endlich geschafft und seine linde Luft über die Stadt gelegt. Büsche und Bäume blühten.

Da machte es Spaß, wieder zu leben, allerdings nicht, um im Büro zu hocken und zu arbeiten.

Ich hatte den Tag über das Fenster offengelassen, um etwas von der Luft mitzubekommen. Selbst die Abgase hielten sich in Grenzen.

Jedenfalls merkte ich sie nicht so wie sonst.

Aus Germany war ich zurückgekehrt, wo Will Mallmann und ich gemeinsam die Hexen des Spuks gejagt hatten. Dieser Fall gehörte der Vergangenheit an, und selbst die Dämonen schienen von den Frühlingsgefühlen angesteckt worden zu sein, denn momentan lag kein besonderer Fall an.

Ich ließ es auch langsam angehen, verlängerte die Mittagspause, während Suko wie ein Irrer in alten Akten wühlte und gar nicht angesprochen werden wollte.

Als ich am frühen Nachmittag ins Büro zurückkehrte, war er auf dem Weg ins Archiv.

»Willst du Überstunden machen?« fragte ich ihn.

»Ich helfe Glenda.«

»Und wobei?«
»Wir bringen einiges in die Reihe. Du weißt, die alten Fälle möchte ich auflisten.«
»Sehr schön.« Ich nickte.
»Machst du mit?«
»Nein, auf keinen Fall. Nicht heute. Ich bereite mich seelisch auf den Feierabend vor.«
Der Inspektor grinste schief. »Wie willst du den denn verbringen?«
Ich grinste zurück. »Mit und bei einer Frau, die mich für heute abend eingeladen hat.«
»Kenne ich die?«
»Gut sogar.«
»Glenda ist es nicht«, sagte Suko. »Das hätte sie mir erzählt. Jane Collins auch nicht…«
Ich klärte ihn auf. »Es ist Sheila.«
»Ach so, sie.«
»Was dachtest du denn?«
»Hätte ja auch eine andere sein können. Hat sie dich eingeladen?«
»Genau.«
»Dann bestelle ihr schöne Grüße. Ich trainiere heute abend noch.«
»Ja, kämpf für mich mit.«
»Schwächling.«
»Gleichfalls.«
Am Schreibtisch dachte ich über Sheilas Einladung nach, die mich schon etwas verwundert hatte. Nicht weil Bill unterwegs war und recherchierte, nein, ihre Stimme hatte so leise und irgendwie fremd geklungen, als würden sie irgendwelche Sorgen quälen.
Nun ja, wir würden sehen.
Ich blieb noch etwa eine Stunde im Büro und fuhr dann nach Hause.
Dort duschte ich, zog mich um, machte mich richtig landfein.
Sheila wollte etwas zu essen machen, deshalb verzichtete ich auf ein Abendessen. Gegen neunzehn Uhr sollte ich bei ihr sein. Ich verspätete mich um zwei Minuten.
Das große Tor zum Garten stand offen. Mit dem Rover fuhr ich vor das Haus, wo meine Ankunft bereits von Johnny und der Wölfin Nadine bemerkt worden war. Beide liefen mir entgegen. Sie hatten das letzte Abenteuer gut überstanden, und die Drachen-Küste mit ihren fliegenden Monstren war nur mehr Erinnerung.
Für Johnny hatte ich eine Tüte Bonbons mitgebracht, Nadine mußte natürlich auch gekrault werden und fühlte sich unter meinen streichelnden Händen pudelwohl.
»Dann laß uns mal hineingehen«, sagte ich und legte Johnny, der in letzter Zeit ziemlich gewachsen war, eine Hand auf die Schulter.
»Was gibt es denn zu essen?« fragte ich flüsternd.

»Mum hat eine kalte Platte gemacht, Roastbeef und so…«

»Hm – herrlich.« Ich wollte die Haustür aufdrücken, doch Sheila war schon da und zog sie nach innen.

Dann stand sie vor mir. Frühlingshaft gekleidet, denn auf ihrem Rock blühten stilisierte Blumen. Der Pullover erstrahlte in einem sanften Grün, das Haar hatte sie hochgesteckt, und die blonden Wellen wurden ebenfalls von grünen Spangen gehalten.

»Chic siehst du aus, Mädchen.«

Sie nickte nur, als ich sie in die Arme nahm und mit zwei Wangenküssen begrüßte. Mir fiel auf, daß sie längst nicht so locker war wie sonst, der Körper kam mir steif vor, sie hatte eine abwartende Haltung angenommen. Da stimmte etwas nicht.

»Mummy hat geweint«, sagte Johnny, der sich an uns vorbeischob, zusammen mit Nadine.

Ich ließ Sheila los. »Stimmt das?«

Sie nickte.

»Sorgen? Hast du Sorgen?«

»Komm erstmal rein, John. Und du, Johnny, geh in dein Zimmer. Tust du mir den Gefallen?«

»Ungern.«

»Geh trotzdem, bitte.«

Johnny verschwand murrend. Nadine trottete neben ihm her. Sie war seine Beschützerin.

Ich wartete, bis die beiden außer Sichtweite waren und fragte Sheila dann: »Stimmt das?«

Sie wischte eine Haarsträhne aus ihrer Stirn. »Komm erst mal ins Wohnzimmer, John.«

»Und dann?«

»Du bist nicht der einzige Besucher, den ich eingeladen habe.«

»Wer ist denn noch da?«

Sheila lächelte und drückte mir die Hand in den Rücken. »Geh schon, du kennst ihn gut.«

Ich war neugierig geworden. »Suko?« Die Frage hatte ich bereits nahe der offenen Wohnzimmertür gestellt, so daß mich der andere Gast hatte hören können, und er gab auch Antwort.

»Nein, John, nicht Suko. Sie müssen schon mit mir vorliebnehmen.«

Ich trat blitzschnell über die Schwelle, um zu sehen, ob ich mich nicht getäuscht hatte.

Das hatte ich nicht.

Im Zimmer saß ein Mann, den ich gut kannte, an diesem Abend jedoch hier nicht vermutet hätte.

Superintendent Sir James Powell!

***

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte ich. »Sind Sie es wirklich, oder ist es Ihr Geist?«
»Ich bin es.«
»Ta, also…« Ich drehte mich um, weil Sheila kam und auf einen zweiten Sessel deutete. »Setz dich, John.«
Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Sir James, wie immer sehr korrekt in Dunkelgrau gekleidet, sah mir meine Verwunderung an und konnte sich eine bissige Bemerkung nicht verkneifen. »Wenn Sie wüßten, wie Sie aussehen, John, müßten Sie über sich selbst lachen.«
Sheila brachte mir einen Whisky, den ich dankend nahm. »Wenn der Tag schon keine großen Überraschungen bringt, dann wenigstens der Abend.«
Ich hob mein Glas. »Cheers, Sheila, cheers, Sir James.«
Sheila trank nichts, mein Chef griff zum Läusewasser. Zwischen uns hatte Sheila den Tisch gedeckt. Teller und Bestecke lagen bereit.
Es gab eine kalte Platte. Roastbeef, kalter Schweinebraten, verschiedene Soßen und Salate.
»Du wirst Hunger haben, John, iß erst mal was.«
Ich stellte das Glas weg. »Ja, Hunger hatte ich.« Erst jetzt fielen mir Sheilas verweinte Augen richtig auf. »Aber mein Appetit ist verschwunden. Vielleicht kehrt er zurück, wenn ich erfahren habe, um was es hier genau geht.«
»Nach dem Essen«, bestimmte Sir James.
Ich bekam ein frisches Bier und mußte etwas essen. Das Fleisch war hervorragend, der Salat stand in nichts nach, dennoch war ich mit den Gedanken nicht bei der Sache, da ich mich mit dem mir noch unbekannten Problem beschäftigte und nur spekulieren konnte.
Erst als das Besteck benutzt auf dem Teller lag, drückte ich mich zurück. »So, nun mal raus mit der Sprache, um was geht es?«
Sir James nickte Sheila zu, die zwischen uns saß.
»Um Bill«, sagte sie leise.
Das hatte ich schon gedacht. Ich zerrte eine Zigarette aus der goldfarbenen Packung und qualmte die ersten Wolken. »Um Bill, also. Soviel ich weiß, ist er auf Reisen.«
»Das ist richtig«, bestätigte Sheila. »Er hat von einer großen Zeitschrift einen Auftrag bekommen, der ihn ungemein interessierte. Bill sollte über Personen berichten, die schon einmal gelebt haben und wiedergeboren sind.«
Ich lachte leise. »Da hätte er gleich bei mir anfangen können.«
»Nein, John, du stehst außen vor. Man hat ihm Namen genannt, denn die Zeitungsleute haben schon selbst recherchiert. Daß die Personen, um die es geht, nicht alle in London oder England beheimatet sind, liegt auf der Hand. Bill hat sich die Namen ausgesucht und ist, aus welchen Gründen auch immer, bei einer Person hängengeblieben, die

auf den Namen Evangeline Cortland hört.«
»Ein ungewöhnlicher Name«, stellte ich fest.
»Das stimmt. Sie lebt auch nicht in Europa, sondern in den Staaten. Die Stadt liegt im Süden, in Louisiana, und sie heißt Baton Rouge.«
»Bei New Orleans, nicht?«
»Genau.«
Ich runzelte die Stirn. An Louisiana und New Orleans hatte ich schlechte Erinnerungen. Ein mörderischer Voodoo-Fall hätte mir damals fast das Leben gekostet. Es war einer meiner härtesten Fälle gewesen und das in einer subtropischen Landschaft, wo Gefühle leicht explodieren konnten.
»Sie kennen sich dort aus, nicht?« fragte Sir James.
»Einigermaßen.«
Sheila fuhr fort. »Es wäre nicht weiter tragisch gewesen, wenn Bill sich nicht so ungewöhnlich verhalten hätte. Er hat nur einmal angerufen.«
»Wie lange ist er jetzt weg?« fragte ich.
»Vier Tage.«
»Das ist in der Tat ungewöhnlich. So kenne ich Bill nicht. Wo wohnt er? In welch einem Hotel ist er…?«
»John, er hat vom Flughafen New Orleans angerufen, dann nicht mehr«, erklärte Sheila mit schwacher Stimme, wobei sie schluckte und ihre Augen feucht wurden.
Eine Schweigepause entstand. Ich unterbrach sie mit einem Räuspern. »Jetzt nimmst du natürlich an, daß ihm etwas passiert ist.«
»Ja.«
Ich umfaßte mein Whiskyglas. Es war mehr eine Geste der Verlegenheit. Außerdem wollte ich nachdenken. Was Sheila mir da erzählt hatte, klang überhaupt nicht gut. Es war nicht Bills Art, sich so zu benehmen. Wenn er es trotzdem tat, mußte mehr dahinterstecken. Möglicherweise war er nicht in der Lage gewesen, anzurufen.
»Kein Lebenszeichen«, flüsterte sie und hob die Schultern. »John, ich begreife das nicht.«
»Nun ja, vielleicht war er eingespannt und…«
»Das glaubst du doch selbst nicht. Du kennst Bill länger als ich. Auf ihn ist Verlaß. Ihm muß irgend etwas dazwischengekommen sein, das ihn davon abgehalten hat, mir Bescheid zu geben. Ich… ich rechne mittlerweile mit dem Schlimmsten.«
»Nein!« widersprach ich heftig. »Dann hättest du längst Bescheid bekommen. Sorry, aber so ist es.«
»John, du kennst die Gegend dort. Sie ist sumpfig. Da verschwinden Menschen für alle Ewigkeiten.«
Das stimmte schon, aber ich hütete mich, ihre Worte zu bestätigen.
»Fest steht«, sagte Sir James, »daß wir etwas unternehmen müssen.

Offiziell können wir nicht eingreifen. Man würde uns auslachen, wenn ich erklärte, daß wir einen Mann suchen, der sich seit vier Tagen nicht bei seiner Familie gemeldet hat. So etwas kommt schließlich jeden Tag vor. Nur kennen die Amerikaner unsere besonderen Verhältnisse nicht, deshalb müssen wir etwas unternehmen.«

Der Ansicht war ich auch, fragte aber noch nach einem anderen Thema. »Du hast gesagt, Sheila, daß sich Bill mit der Reinkarnation beschäftigt. Ist das korrekt?«

»Ja. Und es geht dabei um eine Frau namens Evangeline Cortland.«

»Den Namen hat Bill von seinen Zeitungskollegen?«

»Auch das stimmt.«

»Wissen die denn mehr?«

Sheila winkte ab. »Ich habe sie mit Fragen genervt, aber keine Antworten von ihnen bekommen. Sollten sie mehr wissen, so behalten sie es auch für sich. Ich glaube einfach nicht, daß sie eingeweiht sind, sonst hätten sie Bill nicht losgeschickt.«

»Die Meinung vertrete ich auch«, erklärte Sir James. Dann schaute er mich an. »John, wir müssen handeln. Wir müssen einfach etwas tun.« Er lächelte schmal. Die Augen hinter den dicken Gläsern seiner Brille bekamen ein bestimmtes Blitzen. »Soweit ich mich erinnere, haben Sie noch einiges an Urlaub zu bekommen.«

»Sogar noch einiges mehr, Sir.«

»Wunderbar. Dann nehmen Sie sich eine Woche Urlaub und verbringen Sie den in Baton Rouge. Nicht jeder fährt dort hin. Versuchen Sie, Bill zu finden. Holen Sie ihn raus, wie auch immer.«

»Und Suko?«

»Er muß in London die Stellung halten.«

»Ich würde ihn trotzdem gern dabei haben.«

Sir James wiegte den Kopf. »Das geht nicht. Es ist kein offizieller Fall. Suko hat natürlich genügend Urlaub, nur weiß ich nicht, ob ich durchgehen lassen kann, daß Sie beide zusammen…«

»Ich weiß einen Kompromiß, Sir.«

»Bitte.«

»Ich fliege allein. Sollte ich nicht zurechtkommen, rufe ich an und lasse Suko nachkommen. Einverstanden?«

Der Superintendent überlegte. »Nicht so ganz, aber was bleibt mir anderes übrig?«

Ich sah, daß Sheila laut aufatmete. Dabei wischte sie über ihre Augen. »So kenne ich Bill nicht«, sagte sie. »Da ist irgendwas passiert. Eine Falle, und ich glaube auch, daß es sich dabei um schwärzeste Magie dreht. Ja, da bin ich mir sicher.«

»Wir werden es abwarten.« Ich nahm einen Schluck von dem ausgezeichneten Whisky. »Wie sieht es mit dem Flugticket aus? Wann kann ich…?«

»Ich habe es schon besorgt«, erklärte Sheila. »Du brauchst morgen nur noch in den Flieger zu steigen.«
»Wunderbar.«
»In Miami landen Sie leider zwischen«, sagte Sir James.
Ich winkte ab. »Auch das werde ich überstehen, wie ich mich kenne.« Dann wandte ich mich an Sheila und versuchte, sie zu trösten. Es war schwer, die passenden Worte zu finden. Sheila saß da und weinte.
Ich schaute an ihr vorbei auf die offene Wohnzimmertür. Dort stand Johnny. Neben ihm hockte Nadine.
In seinen und den Augen der Wölfin glaubte ich Trauer und Hoffnung zu lesen. Plötzlich steckte ein Kloß in meinem Hals. Hart preßte ich die Lippen zusammen.
Der Gedanke daran, daß dem Jungen eventuell der Vater genommen worden war, trieb mir eine Gänsehaut über den Rücken.
»Wirst du Daddy finden, Onkel John?«
Ich nickte in Johnnys Richtung. »Bestimmt, mein Junge. Ich hole ihn zurück, keine Sorge.«
Neben mir hob Sir James sein Glas mit Wasser. Auch seine Hand zitterte leicht.
Als ich eine Stunde später fuhr, ahnte ich, daß in Louisiana eine Hölle auf mich warten würde…

***

Am folgenden Morgen fühlte sich Bill Conolly wie erschlagen. Er hatte zwar geschlafen, doch dieser Schlaf war nicht mehr als ein Dahindämmern gewesen.
Bill stand auf. Er reckte sich und spürte die Nachwirkungen der Schläge, die ihn erwischt hatten. Wenn er die Arme ausstreckte, überkam ihn das Gefühl, als würde jemand an seinen Muskeln zerren.
Gähnend betrat er das Bad und stellte sich unter die Dusche. Die Wasserstrahlen vertrieben einen Teil der Mattheit. Hart prallten sie auf seine Muskeln und massierten sie noch durch.
Auch der Gedankenapparat geriet wieder in Bewegung. Bill hatte sich vorgenommen, einen Musiker namens Sweet zu besuchen. Bei diesem Vorsatz blieb er auch. Er hoffte stark, daß dieser Sweet schon am Morgen auf den Beinen war.
Bill hatte einen Ersatzanzug mitgenommen. Er zog das dünne Leinenjackett über und die helle Hose an. Dann holte er seine Waffe hervor. Es war ein Smith & Wesson Special. Ihn hatte er sich nach seiner Ankunft in der Stadt zugelegt. Als er auf den Revolver starrte, dachte er daran, daß es wohl besser gewesen wäre, statt normaler Bleimantelgeschosse Silberkugeln zu verwenden. Wenn er sich nicht sehr irrte, würde dieser Fall eine schwarzmagische Seite haben.
Bewaffnet verließ er das Zimmer, um in den Frühstücksraum zu

gehen, der in einem kleinen Anbau des Hotels untergebracht worden war, einem gläsernen Wintergarten.

Draußen schien bereits die Sonne. Sie dampfte die Feuchtigkeit aus den Sümpfen, aber über einem Teil der Stadt war der Himmel bereits klar geworden, so daß die Strahlen auch in den Wintergarten hineinscheinen konnten, der sich wegen der guten Isolierung und der laufenden Klimaanlage nicht aufheizte.

Frühstück gab es vom Büfett. Es war einfach traumhaft, was man dort aufgebaut hatte; Früchte, Säfte, Kompott, warmes Fleisch, Brot, Cornflakes, Müsli, Eier und vieles andere. Für jeden etwas.

Farbige in dunkelroten Uniformen liefen mit Kannen umher und schenkten stets frischen Kaffee nach.

Nur um etwas zu essen, nahm Bill eine Portion Müsli und trank einen großen Becher Vitaminsaft. Hunger hatte er kaum.

Er saß allein am Tisch, starrte vor sich hin auf den Teller und war mit seinen Gedanken woanders, die sich natürlich auch um Evangeline Cortland drehten.

Trotz ihrer Jugend war sie eine faszinierende Person. Sie hatte auf Bill einen Eindruck hinterlassen, den man nur als ungewöhnlich stark bezeichnen konnte.

Diese junge Kreolin besaß eine natürliche Ausstrahlung, die den Frauen aus Europa verlorengegangen war. In Evangeline steckte noch die Wildheit ihrer Vorfahren.

Andere Gäste betraten den Raum. Fast nur Weiße, ein Japaner befand sich unter ihnen.

Bill war mit seinem Frühstück rasch fertig, ging zur Rezeption und erkundigte sich, ob für ihn eine Nachricht hinterlassen worden war oder ob jemand angerufen hätte.

»Tut mir leid, Sir, nichts.«

»Danke.«

»Erwarten Sie einen Anruf?«

Bill zögerte und strich fahrig durch sein braunes Haar. »Eigentlich nicht. Sollte es trotzdem der Fall sein, legen Sie mir bitte eine Nachricht in mein Fach.«

»Sehr wohl, Sir. Einen schönen Tag noch.«

»Danke.« Die Antwort klang etwas bissig.

Beim Verlassen des Hotels dachte Bill wieder an seinen Freund John Sinclair. Irgendwie hatte er schon ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber, aber es gab auch Dinge, die ein Mann allein durchstehen mußte. Ebenfalls ohne Familie, an der Bill so hing, die er in den letzten Tagen jedoch aus seinen Gedanken verbannt hatte.

Vielleicht hing es mit der Kreolin zusammen, die ihn so fasziniert hatte.

Bill schritt durch den Hotelgarten. Schon zu dieser Stunde war es

warm und feucht. Die Sonne stach vom Himmel. Ihre Strahlen brannten förmlich auf der Haut.

Nicht nur Bills Wagen stand auf dem Parkplatz, aber seinen hatte er direkt außen abgestellt. Er konnte ihn sehen, die rote Farbe leuchtete, aber weshalb dampfte sie auch?

Der Chrysler sah zwar nicht aus, als würde er brennen, trotzdem schwebte über seinem Dach eine dünne Wolke, die nicht von ungefähr kam. Da stimmte etwas nicht.

Bill Conolly begann zu laufen. Er wollte den Chrysler so rasch wie möglich erreichen, stoppte neben ihm und nahm den widerlichen Geruch wahr, der ihm entgegenströmte.

Süßlich, ekelhaft in der Hitze des Morgens…

Blutgeruch!

Bill trat noch dichter an das Fahrzeug heran. Die rote Farbe war geblieben, nur stammte sie nicht allein vom Lack her. Jemand hatte das Fahrzeug tatsächlich mit Blut übergossen, wobei ein großer Teil von den Sonnenstrahlen verdampft wurde.

Der Reporter preßte ein Taschentuch vor seinen Mund, als er zurücktrat. Nicht nur das Dach zeigte die rote Schmiere. Sie war auch an den Scheiben entlanggelaufen, hatte sich auf den Außenseiten der Türen gesammelt und war zu Boden getropft, wobei es auf der Erde braune Flecken hinterlassen hatte.

Bill konnte sich denken, wer dafür die Verantwortung trug. Aber weshalb hatte man es getan?

Eine letzte Warnung? Wollte man ihm noch einmal klarmachen, daß er so rasch wie möglich verschwinden sollte?

Er ging um den Wagen herum. Als er sich vor dem Kühlergrill befand und gegen die Frontscheibe schaute, fiel ihm der Brief auf. Er steckte unter dem linken Wischer.

Bill zog ihn hervor. Auch auf dem weißen Umschlag hatte das Blut seine Spuren hinterlassen. Als er zu Boden schaute, entdeckte er einige weiße Hühnerfedern. Nun war ihm auch klar, von welchem Tier das Blut stammte.

Er riß den Umschlag auf, kippte ihn, etwas rutschte hervor, das Bill soeben noch auffing.

Es war ein Foto.

Er drehte es herum und starrte gegen das Gesicht der Kreolin Evangeline. Gegen ein starres, wie tot wirkendes Gesicht, das blaß wirkte und in dem die beiden weit aufgerissenen Augen so aussahen, als wäre kein Leben mehr in ihnen.

Evangeline tot?

Das konnte sich Bill nicht vorstellen! Nein, sie war eine Verdammte, aber sie gehörte auch gleichzeitig diesem Lossardo, der sie gekauft hatte.

Kein Zweifel, es handelte sich um Evangeline Cortland. Das sah Bill auch, als er noch genauer hinschaute. Er hatte zudem in seinem Leben sehr viele Tote gesehen. Die Gesichter wirkten im Prinzip gleich, so wie das des Mädchens.

Sollte Evangeline doch…

Er schluckte und drehte das Foto herum. Auf der Rückseite stand eine Warnung.

VERSCHWINDE! ODER ES ERGEHT DIR SO WIE IHR! SIE IST TOT! MERK DIR DAS!

»Ihr Schweine«, flüsterte Bill. »Ihr verfluchten Hundesöhne. Das könnt ihr nicht mit mir machen. Nein, ich glaube euch nicht.« Er knüllte das Foto zusammen und warf es wütend zu Boden.

»Ist das Ihr Wagen, Mister?«

Bill fuhr herum, als er die Stimme hörte. Zwei Männer standen vor ihm, Hotelgäste.

»Ja.«

Einer rümpfte die Nase. »Das riecht wie Blut.«

»Es ist auch Blut«, erklärte Bill, wobei er einen Schritt auf die beiden elegant gekleideten Männer zuging.

»Wieso?«

»Ich weiß es nicht. Doch Sie brauchen keine Angst zu haben. Menschenblut ist es nicht.«

»Wäre ja noch schöner.«

Der andere meinte beim Weggehen: »Fahren Sie lieber mal in eine Waschanlage.«

»Danke für den Rat.«

Die beiden verschwanden. Sie stiegen in einen schneeweißen Cadillac, der sich fast lautlos in Bewegung setzte und davonrollte. Bill schaute ihm so lange nach, bis er das Tor erreicht hatte.

Allein blieb Bill zurück und stand inmitten der von Menschenhand gerichteten Natur.

Nicht weit entfernt hörte Bill ein trockenes Hüsteln. Gleichzeitig vernahm er ein Geräusch, als hätte jemand eine Dusche angestellt.

Eine Dusche war es nicht. Bill entdeckte beim Umdrehen einen Schwarzen, der einen Wasserschlauch in der Hand hielt.

Der Mann kam ihm gerade recht. Für fünf Dollar war er bereit, auch den Chrysler zu säubern.

Dabei schüttelte er den Kopf. »Wer hat Ihnen denn den Wagen so beschmiert?«

»Wenn ich das wüßte.«

Der Farbige, er trug helle Kleidung und eine Mütze mit dem Aufdruck des Hotels, schielte Bill von der Seite her an. »Das ist Blut, nicht wahr, Mister?«

Bill nickte.

Der Schwarze spritzte weiter. Er bewegte den Schlauch hin und her, um eine möglichst große Fläche zu erwischen. »Sir, mir steht es ja nicht zu, einen Kommentar abzugeben…«

»Tun Sie es trotzdem.«

»Haben Sie Feinde, Sir?«

Bill hob die Schultern. »Die hat wohl jeder. Sie doch auch, nicht wahr?«

»Ja, kann sein.« Der Schwarze grinste breit. »Aber nicht die Feinde, meine ich.«

»Sie wissen mehr?«

Der Schwarze nickte in dem Rhythmus, in dem er auch den Schlauch bewegte. »Ja, ich weiß mehr. Ich bin hier geboren worden, ich bin schwarz, ein Nigger, wie viele noch immer sagen, aber kein Kreole.«

»Was bedeutet das?«

»Ich mag den Mambo-Zauber nicht, Sir. Ich lehne ihn ab, ich hasse ihn. Er ist grausam.« Der Mann schwenkte die Düse zur Seite und stellte das Wasser ab.

Bill verengte die Augen. »Hat das etwas mit mir zu tun?«

»Und mit Ihrem Wagen, Sir. Das Blut eines Tieres ist vergossen worden. Sie sollten es als Bild sehen, Sir. Beim nächstenmal wird es vielleicht das Blut eines Menschen sein, und zwar das Ihre. An Ihrer Stelle würde ich vorsichtig sein und die Stadt verlassen.«

Bill schaute den Schwarzen an. Konnte er ihm vertrauen? Die letzten Worte waren nichts anderes als eine Warnung gewesen, aber nicht so gesprochen wie die auf dem Friedhof. Bill verließ sich auf seine Menschenkenntnis, der Mann log nicht. Auf seinem Gesicht lag so etwas wie das Gefühl der Besorgnis.

»Ich kann nicht weg.«

»Das ist schlecht.« Der Schwarze legte seine Stirn in Falten.

»Wissen Sie, ich muß noch jemand treffen. Vielleicht kennen Sie ihn sogar, Sie sind ja nicht mehr so jung, wie ich sehe.«

Der Farbige lachte. »Das stimmt. Meine Haare sind grau geworden, ich bekomme hier ein Gnadenbrot. Wie ein Pferd«, fügte er bitter hinzu.

»Es geht um Sweet.«

Der Mann starrte Bill überrascht an. »Sie… Sie sprechen von dem Musiker, Sir?«

»Genau den meine ich.«

»Den kenne ich. Sweet ist ein exzellenter Saxophonist, stadtbekannt, spielt im Crocodile Club.«

»Jeden Tag?«

»Ja, er kann nicht anders. Er soll mal gesagt haben, daß er mit dem Instrument in der Hand sterben wird. Er ist ein Magier auf dem Saxophon. Noch heute hören sie ihm zu, und einige sagen, daß er von

Jahr zu Jahr besser würde.«
»Ist er Kreole?«
Der Mann nickte.
»Und wie verhält es sich bei ihm mit dem Mambo-Zauber?« hakte Bill nach.
»Ich weiß es nicht, Sir. Ich… ich muß jetzt weiter. Vergessen Sie, was ich gesagt habe. Und vielen Dank auch für die fünf Dollar. Tut mir leid.« Er rannte fast weg, was Bill Conolly wiederum wunderte, denn nur die Frage nach Sweet konnte nicht der Grund für dieses Verhalten gewesen sein. Es mußte noch einen anderen geben.
Bill hätte den Mann gern noch einmal gefragt. So sehr er sich auch umsah, er konnte ihn nicht entdecken. Dafür sah er einen anderen Mann, einen Weißen.
Trotz des warmen Wetters trug dieser als Kopfbedeckung eine Wollmütze. Dazu ein dunkles Hemd, eine ebenfalls dunkle Jacke und rote Hose aus dünnem Leder. Das Gesicht besaß einen indianischen Einschlag. Er sah fast so aus wie der Schauspieler Lee van Cleef in jungen Jahren.
Er schaute dem Reporter zu. Bill zeigte keine Furcht und schlenderte auf den Mann zu. »Suchen Sie mich?«
»Sicher.«
»Was wollen Sie?«
»Ihnen einen schönen Gruß von Lassardo bestellen. Die Maschine startet in knapp zwei Stunden. Sie sollten sich beeilen.«
»Und wenn ich bleibe?«
Der Mann mit dem Indianergesicht lachte. »Bleiben wollen Sie? Meinetwegen, aber denken Sie daran.« Er griff blitzschnell in seine Tasche und holte eine Hühnerkralle hervor.
Da drehte Bill durch.
Noch schneller als der andere reagierte er und packte das rechte Handgelenk des Mannes und drückte es zusammen. Dabei drehte er den Arm so weit herum, daß die Hand mit ihrer Fläche jetzt auf das Gesicht des Mannes wies. Bill stieß sie vor. Die Hühnerklaue schlug in das Gesicht des Mannes. Der Reporter war sich sicher, daß dieser Kerl in der vergangenen Nacht auf dem Friedhof dabeigewesen, war, und er gab ihm das zurück, was er selbst bekommen hatte.
Dreimal peitschte die Kralle in das Gesicht, dreimal zog Bill sie nach unten und hinterließ auf der Haut dunkle Streifen.
»Das ist meine Antwort!« schrie er und stieß mit der Faust nach.
Der Mann flog in die Büsche, wo weiche Äste unter seinem Gewicht nachgaben und er abgefedert am Boden landete.
Bill verfolgte ihn nicht. Er schleuderte ihm nur die Hühnerklaue nach. Der Kerl zeigte sich auch nicht. Auf allen vieren kroch er weiter. Erst ein Stück entfernt glitt er aus den blühenden Sträuchern und

rannte davon. In genügend weiter Entfernung drehte er sich noch einmal um, blieb stehen und drohte mit der Faust.

»Ach so!« schrie Bill ihm nach. »Du kannst Lossardo bestellen, daß ich bleiben werde. Ich hole mir Evangeline. Niemand kann einen anderen Menschen als sein Eigentum betrachten. Schreib du dir das hinter deine verdammten Ohren und sag es Lossardo!«

Der Kerl hörte die letzten Worte nicht mehr. Er war schon weitergerannt. Bill aber ging zurück zu seinem Leihwagen und überlegte, ob er nicht einen Fehler begangen hatte.

Lossardo wußte jetzt Bescheid. Und er würde sicherlich zur Jagd auf Bill Conolly blasen…

***

Es gibt Lokale, die haben rund um die Uhr geöffnet. Zu dieser Kategorie gehörte auch der Crocodile Club, der in einer Gegend lag, die man als Altstadt bezeichnen konnte, wenn man es positiv sah.

Andere hätten sie als Slum bezeichnet.

Den Wagen hatte Bill weit draußen abgestellt. Auf einem Gelände, das auch als Abfallhalde diente. Bill hoffte nur, daß er den Chevy auch so wiederfand, wie er ihn verlassen hatte.

Die Häuser waren alt, aus Holz gebaut, wirkten vergammelt und vom Zahn der Zeit angenagt. Feuchtigkeit hatte das Holz faul werden lassen.

Löchrige Veranden, blinde Scheiben, Wohnungen ohne Klimaanlage, in denen sich die Hitze staute. In manchen Straßen existierte keine Kanalisation. Die Menschen kippten das Schmutzwasser kurzerhand in die Gosse. Die Wagen, die hier fuhren, gehörten zu der Sorte von Blechkisten, die woanders schon längst auf dem Schrottplatz gelandet wären. Hier fuhr man sie weiter und kam sich darin vor wie in einem rollenden Sarg.

Über allem stand die Sonne. Sie schickte ihre heißen Strahlen in die Straßen und Gassen, dampfte Flüssigkeit aus den Sümpfen, Kanälen und Bächen, so daß fahle Dunstwolken entstanden, die über den Bayous schwebten und der Luft eine warme Treibhausfeuchte gaben.

Das Klima war ungesund, besonders für Menschen aus Europa.

Bill schwitzte wie selten zu dieser Jahreszeit.

Er hatte sich zweimal durchgefragt und erfahren, daß er sich auf der richtigen Straße befand. Nur war von dem Lokal nichts zu sehen. Statt dessen konnte er sich die Bewohner anschauen, die durchweg Farbige waren und sich aus zahlreichen Rassen zusammensetzten.

Schwarze, Mestizen, Kreolen, Menschen mit Indianerblut in den Adern. Männer, die auf lehnenlosen Bänken hockten, würfelten, rauchten oder tranken. Kinder spielten in der Gosse, Halbwüchsige prügelten sich, schossen mit Blechbüchsen und kümmerten sich nicht

um fahrende Autos.
Der Wirrwarr war groß. Wenig Weiße sah Bill, und so mußte er sich manch scharfen, lauernden Blick gefallen lassen, der ihn wieder traf. Kaum vorstellbar, daß er sich in den Staaten befand, aber hier wurde nur selten Englisch gesprochen. Manche redeten ein Französisch mit kreolischem Einschlag, andere wiederum Spanisch.
Der französische Einschlag war aus dem Süden dieses Staates eben nicht wegzubekommen. Hier lebten die Menschen tatsächlich anders als im Norden oder auch in L.A. oder Frisco.
Bill hatte immer versucht, auf Verfolger zu achten. Es war ihm unmöglich gewesen, den einen oder anderen zu entdecken. Der Trubel war einfach zu stark und dicht.
Jeder konnte hier sein Feind sein, auch die glutäugigen, jungen Frauen, die ihm begegneten und sich oft genug provozierend aufbauten, so daß Bill sie umrunden mußte, wenn er weiter wollte.
Er schwitzte, nicht nur im Gesicht, sondern am gesamten Körper.
Unter den Achselhöhlen war das Hemd naß.
Wo fand er das Lokal? Musik hörte er öfter. Aus billigen Radios, Walkmen und auch live gespielt. Die Bars und Kneipen waren oft nicht mehr als enge Schläuche. Manche von ihnen lagen auch tiefer.
Man konnte sie nur über schmutzige Treppen erreichen.
Der Crocodile Club aber fiel auf. Bill sah das Lokal, als er stehenblieb, um sich wieder einmal den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen. Es lag, von ihm aus gesehen, schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite.
Über dem Eingang des Clubs schaukelte ein großes Krokodil. Ob es echt und anschließend präpariert worden war oder aus Kunststoff bestand, konnte Bill nicht erkennen. Jedenfalls sah er das aufgerissene Maul und die gewaltigen Reißzähne.
Jazz – live versprach ein Schild, das das Krokodil auszuspeien schien.
Bill war froh, sein Ziel endlich erreicht zu haben. Er wischte noch einmal mit dem Tuch über die Stirn. Es war schon so naß, daß er es auswringen konnte.
Hinter ihm hupte jemand. Das Fahrzeug, das sich an Bill vorbeischob, bestand aus völlig verschiedenen Hälften. Irgendein Künstler hatte sie zusammengeschweißt und aus zwei Autos eines gemacht.
Auf ein Dach hatte man verzichtet. Der warme Wind fuhr in den offenen Wagen und wehte die Haare der Fahrgäste hoch. Sie waren gekleidet wie Typen aus den Söldner-Filmen. Halb militärisch und mit bunten Kopftüchern.
Bill schaute dem Wagen nach, tauchte in die Staubwolke und überquerte die Straße.
Vor dem Lokal hockten Menschen. Ältere Männer mit grauen Haaren und breiten Strohhüten auf den Köpfen. Sie rauchten, starrten in den

Tag, unterhielten sich hin und wieder oder schielten auf die offene Eingangstür, aus der Musikfetzen drangen.

Ein Saxophon klang nicht auf. Bill hörte eine schwermütige Melodie, die jemand auf einer Trompete spielte.

Auch er wurde angestarrt, als er das Lokal betrat. Er schob sich unter dem Krokodil her. Dessen Augen sahen aus wie gläserne Linsen, als wäre dort die Optik einer Kamera versteckt.

Der Straßenlärm blieb hinter ihm zurück, dafür empfingen ihn verschiedene Gerüche. Es roch nach Schweiß, Gewürzen, verschüttetem Bier, Rauch. Bei jedem Luftholen mußte sich der Reporter fast übergeben.

An der von der Tür aus gesehen rechten Seite befand sich die Theke. Sehr lang und auch einfach. An dem langen Holztresen standen die Zecher und schütteten sich Bier oder Schnaps in die Kehlen. Es waren durchweg Farbige, die die Köpfe drehten, als Bill eintrat und über den mit Sägemehl bestreuten Boden schritt, um sich einen freien Platz zu suchen. Verfolgt wurde er von den Blicken der Gäste, hörte ihre Kommentare, die Bill kaum verstand, weil sie in einem für ihn unbekannten Dialekt gesprochen wurden.

Er fand einen freien Platz am Kopfende. Dort stellte er sich hin und wartete auf den Keeper.

Der kam, schaute Bill an und fragte: »Was willst du?«

»Ein Bier!«

»Glas oder Dose?«

»Dose!«

Der Keeper, ein dürrer Neger mit trüben Augen, nickte, bückte sich und holte die Dose aus dem Kühlfach. Er schob sie Bill zu, der die Kappe abriß und zuschaute, wie der helle Schaum überquoll. Bevor er ansetzte, spielte er mit einer Zehn-Dollar-Note.

Der Keeper bekam gierige Augen. »Ist was?«

»Moment.« Bill drehte sich erst um. Er blickte in den Raum hinein. Erst jetzt hatte er sich an den Qualm gewöhnt, der dort besonders dicht zu sein schien, wo Sonnenstrahlen durch schmale Fenster fielen und ihre Bahnen zogen.

Es standen Tische und Stühle auf der Fläche. Dahinter lag ein Podium, auf dem der einsame Trompeter stand und sein Solo allmählich ausklingen ließ.

Einige Gäste klatschten müde Beifall. Der alte Neger bekam einen Drink spendiert, bedankte sich und verließ seinen Platz.

Der Keeper kehrte wieder zu Bill zurück, der inzwischen den ersten Schluck genommen hatte. Das Geld hielt er in seiner Faust versteckt. »Was willst du?«

»Eine Auskunft!«

»Und?«

»Es geht um einen Gast.«
»Darüber rede ich nicht.« Der Keeper nahm ein Handtuch und schleuderte es über seine Schulter.
Neue Gäste betraten das Lokal. Kräftige Burschen mit einer braunen Haut. Mestizen oder Kreolen, die Stühle zusammenschoben und sich an einen Tisch hockten.
»Es ist nicht schlimm.«
»Zehn Dollar?«
»Ja.«
»Was willst du wissen?«
Bill beugte sich so weit vor, bis er den Geruch des Mannes wahrnehmen konnte. »Ich bin ein Fan dieser Musik und vor allen Dingen ein Anhänger eines bestimmten Mannes. Ein Musiker, der hier schon lange auftritt und dessen Ruhm sich herumgesprochen hat.«
»Sweet!« sagte der dürre Neger.
»Genau.«
Der Keeper grinste und öffnete die Hand. Bill legte den zerknüllten Schein auf die Fläche.
»Sweet ist ein ganz Großer, Mister.«
»Ich weiß, wo finde ich ihn?«
»Was willst du denn?«
»Ein Autogramm!«
»Das besorge ich dir. Ist im Preis inbegriffen.«
Bill lachte. »Das glaube ich dir gern. Nur möchte ich es mir von ihm persönlich abholen.«
»Tatsächlich?«
»Wäre ich sonst gekommen? Mein Bier kann ich auch woanders trinken.«
»Du kennst ihn nicht, wie?«
»Nein, nur seine Musik. Ist er hier?«
Der Keeper nickte. »Wenn du dich umdrehst, Mister, siehst du da, wo es zu den Klos geht, einen Mann allein am Tisch sitzen. Neben ihm lehnt sogar sein berühmtes Saxophon an der Wand. Das ist er.«
Bill drehte sich um. Der Keeper hatte nicht gelogen. Sweet saß in der Ecke, wo es ziemlich düster war. Er aß und trank. Mit einer Gabel stocherte er in einem Eintopf herum, der für Bill nicht identifizierbar war. Beim Essen starrte Sweet auf den Teller, so daß von seinem Gesicht nicht viel zu sehen war, nur das graue, schon schütter gewordene Haar fiel dem Reporter auf.
»Danke!«
»Ach so, Mann, noch eine Sache. Wenn Sweet nicht will, dann kannst du machen, was du willst. Er redet dann nicht.«
»Klar.«
Bill schaute noch einmal auf die Gäste. Er wurde den Eindruck nicht

los, daß sie ihn beobachteten, obwohl sie so taten, als würden sie ihn nicht bemerken. Über seinen Rücken rann ein kalter Schauer.

Er kam sich vor wie in der Höhle des Löwen. Bill hatte Lossardo den Krieg erklärt, und er war sich sicher, daß dieser längst darüber Bescheid wußte.

Sein Schatten fiel über Sweets Teller. Der alte Musiker fühlte sich gestört und schaute hoch.

»Darf ich mich setzen?« fragte Bill.

»Es sind genügend Plätze frei.«

»Ich möchte aber mit Ihnen reden.«

»Ich nicht mit dir.« Sweet aß weiter.

Bill beugte sich vor. Er versuchte es mit einem Bluff. »Ich komme von Evangeline«, sagte er leise, so daß nur Sweet seine Worte hatte verstehen können.

Der Musiker ließ die Gabel los. Er starrte in seinen Eintopf und legte die Hände zusammen. Bill erkannte, daß er sehr lange Finger hatte. »Was will sie?«

»Kann ich mich setzen?«

»Gut.«

Der Reporter holte einen Stuhl vom Nachbartisch. Er war schief und wackelte auch.

Sweet hob den Kopf. Die dunkle Haut war ebenso faltig wie seine alte Jacke. An ihm fielen besonders stark die Lippen auf. Die sahen aus wie rosiges Fleisch.

»Sie läßt dich grüßen.«

Sweet bewegte die Lippen. »Das geht nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Evangeline ist tot.«

Bill mußte lachen. »Seit wann? Ich habe in der vergangenen Nacht noch mit ihr gesprochen.«

»Seit knapp zwanzig Jahren. Sie starb kurz nach der Geburt ihrer Tochter. Also, was willst du wirklich?«

»Das habe ich gesagt.«

Der Musiker beugte sich vor. »Ich rede nicht gern über die Toten, verstehst du?«

»Klar, ich meine auch die Tochter.«

Sweet schob unruhig seine Hände über den Tisch. »Die Tochter«, wiederholte er, »das ist so eine Sache, Mister. Für mich gibt es die Tochter nicht. Ich will mit ihr nichts zu tun haben.«

»Hat das einen Grund?«

»Bestimmt.«

Bill senkte seine Stimme bei der nächsten Frage. »Heißt der vielleicht Lossardo?«

Bills Gegenüber verzog den Mund. Er spitzte die Lippen. Es sah so

aus, als wollte er sein Gegenüber küssen. »Den Namen, Mister, den erwähnen Sie besser nicht mehr.« Er war in seiner Anrede sogar formell geworden, hob einen Finger und bewegte ihn von rechts nach links. »Haben wir uns verstanden?«

»Natürlich. Trotzdem will ich Evangeline.«

»Sie gehört ihm!«

»Ich weiß.«

»Dann bist du lebensmüde, Mister.«

»Nein, das nicht. Nur kann ich es nicht leiden, wenn jemand Menschen kauft. Niemand hat das Recht, über einen anderen zu bestimmen. So steht es im Gesetz.«

Der alte Musiker fing an zu lachen. »Gesetz«, sagte er und kicherte auf einmal schrill. »Was ist schon das Gesetz, Mister? Das Gesetz gilt bei euch im Norden, aber nicht hier. Wir haben unsere eigenen Gesetze, die von bestimmten Leuten gemacht werden.«

»Wie von Lossardo?«

»So ist es.«

»Wie lautet sein Gesetz?« Bill setzte die Dose an und nahm einen Schluck Bier. Es war schon lau geworden.

»Bist du ein Bulle?«

Bill grinste. »Sehe ich so aus?«

»Ja – oder wie ein Schnüffler, ein Teck, ein Privater, meine ich.«

»Alles falsch.«

Sweet starrte ihn an. Nach einer Weile nickte er. »Ja, ich glaube dir. Ich glaube dir sogar, daß du es ehrlich meinst. Kommen wir auf das Gesetz zurück. Er hat sein eigenes. Er ist der King, verstehst du das? Er lebt in den Sümpfen, und er holt sich die Leute.«

Bill war etwas begriffsstutzig. »Leute? Wovon redest du überhaupt?«

»Das kann ich dir genau sagen. Die Leute, die ich meine, kann man auch als billige Arbeitskräfte bezeichnen, die aus ihren Ländern rauswollen, um hier ein paar Dollar zu verdienen.«

Jetzt hatte der Reporter verstanden. »Menschenhandel.«

»Ja!«

Der Reporter lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. »Dann ist Lossardo ein Menschenhändler«, sprach er leise vor sich hin. »Ein verdammter Hai.«

Sweet hob die Schultern. Neben ihm stand ein Glas mit einer wasserhellen Flüssigkeit. Es war Zuckerrohrschnaps, den er gierig trank. »Arbeitskräfte sind auch heute noch gefragt. Besonders dann, wenn sie billig sind. Er kassiert die Provision.«

»Gut«, sagte Bill. »Das ist die eine Seite, und was ist die andere an ihm?«

»Wie meinst du das denn?«

»Evangeline.«

»Sie interessiert mich nicht.«
»Ich meine jetzt die Mutter.«
»Die ist auch vergessen.«
»Auch für dich?«
»Ja, ich habe sie gestrichen.«
»Weshalb?«
Sweets Gesicht verschloß sich. »Das geht dich einen Scheißdreck an, Mister.«
»Sie war eine Mambo-Priesterin, nicht?«
Der Musiker erschrak. Bill sah die Angst in seinen Augen. »Bist du verrückt, so etwas zu sagen? Das kannst du uns nicht antun! Ich… ich …« Sweet schob seinen Stuhl zurück. Bill dachte, daß er das Lokal verlassen würde, aber er ging nur durch die Tür, die zu den Toilettenräumen führte.
Der Reporter überlegte. Sollte er ihm nachgehen? War Sweet aus einem bestimmten Grund dort verschwunden?
Noch blieb Bill sitzen. Er drehte sich um, weil er das Gefühl bekommen hatte, die Blicke der anderen Gäste würden auf seinem Rücken brennen. Ihn interessierte besonders der Tisch, an dem die neuen Gäste ihre Plätze eingenommen hatten.
Sie waren nicht mehr da, nur noch die leeren Gläser standen auf der Platte. Es hatten sich neue Gäste eingefunden, auf dem Podium standen drei junge Neger, die ihre Instrumente auspackten. Bald würde hier gejazzt werden.
Sweet ließ sich noch immer nicht blicken. Bill wußte nicht so recht, ob er nachschauen sollte oder nicht. Er wartete noch zehn Sekunden, bis er es schaffte, sich den innerlichen Ruck zu geben und aufzustehen. Bis zur Tür waren es nur zwei Schritte. Sie hing schief in den Angeln. Als Bill sie aufstieß, sah er vor sich einen leeren Gang. Schmutzige Wände starrten ihn an. Fliegen summten unter der Decke oder klebten wie eine schwarze Schnur an einem korkenzieherartig gedrehten Fliegenfänger. Zu den Toilettenräumen konnte man gehen, ohne eine weitere Tür aufstoßen zu müssen. An die Wände waren die Worte Men und Women gekritzelt worden.
Der Durchgang, den Bill interessierte, lag auf der rechten Seite. Er ging hinein. Der Gestank widerte ihn an. Er wäre deshalb fast gegen eine quer im Wege stehende, mannshohe Mauer gelaufen, hinter der sich die Schüsseln befanden.
Bill umrundete die Mauer – und blieb stehen, wie von einer gewaltigen Faust gestoppt.
Er konnte direkt auf Sweet schauen. Der Musiker hing zwischen zwei Schüsseln, mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt. Sein Hemd war voller Blut, und aus seinem Mund schaute eine Hühnerklaue hervor.
So tötete man hier Verräter!

***

Bill Conolly spürte, wie seine Augen anfingen zu brennen, wie sein Magen hochgedrückt wurde, wie die Knie zitterten und er einen Laut ausstieß, der ihm selbst fremd vorkam.

Er hatte die oder den Killer nicht gesehen, aber er sah die viereckige Öffnung in der Wand, die groß genug war, um auch einen Menschen durchzulassen.

Sein Mund zuckte. Er dachte an Lossardo, diesen Menschenverächter und auch daran, daß er es geschafft hatte. Jede Spur, die ihn zu Evangeline hätte bringen können, wurde brutal ausradiert.

Weshalb? War dieses Mädchen für ihn so wichtig? Er war ein Mensch, so schätzte ihn Bill wenigstens ein, der keine Treue kannte.

Er konnte sich Frauen genug kaufen. Weshalb hing er so an diesem jungen Geschöpf? Krankhafter Ehrgeiz, Geltungsbewußtsein, oder lagen die Gründe möglicherweise tiefer?

So tief, daß sie bis hinein in die Vergangenheit reichten und etwas mit Evangelines Mutter zu tun hatte, die den gleichen Vornamen trug wie ihre Tochter?

Eines war Bill klar. Lange durfte er sich nicht hier aufhalten. Er mußte so schnell wie möglich weg, bevor andere den Toten entdeckten und ihm die Schuld in die Schuhe schoben.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. In seinem Rücken war es aufgeklungen und auch hinter der Mauer.

Der Reporter drehte sich um. Er wollte gehen, da verdunkelte sich der schmale Durchgang zwischen Mauer und Toilettenraum von zwei Gestalten, die Bill noch vor einer Viertelstunde an dem Tisch mit den Neuankömmlingen hatte sitzen sehen.

Der eine war ein Weißer. Trotz der Hitze trug er schwarze Lederkleidung. Innen hatte er die Haut mit Totenköpfen bemalt. Sein Gesicht zeigte zahlreiche Pockennarben, die Augen waren unnatürlich klein und glitzerten. Der Mund zeigte einen brutalen Zug. Eng lag auch die lederne Hose an seinen Beinen, die Stiefel waren weich.

Sein Kumpan trug eine weiße Jacke, die Gilbflecken zeigte. Er war kleiner, drahtig, hatte krauses Haar, eine braune Haut und dicke Lippen. An seinem rechten Ohr baumelte ein Ring.

Die beiden Kerle grinsten ihn an. Der Weiße nickte sogar. »Das haben wir uns gedacht«, sagte er, als er an Bills Schulter vorbei auf den toten Musiker schaute.

»Ich war es nicht!«

Der Weiße lachte. »Hast du das gehört, Perez, er war es nicht. Er will es nicht gewesen sein. Findest du das nicht lustig?«

Perez hob die Schultern. »Das sagen sie alle.«

»Ja, ich weiß. Und Sweet war unser Freund.«

»Sogar ein guter.«

Der Weiße nickte wieder. »So gut, daß wir sauer auf den sind, der ihn ermordet hat.«

Perez spie aus. »Wir kennen die Bullen hier genau. Sie taugen nicht, vielleicht sind sie auch überlastet. Wir haben uns entschlossen, Gesetz zu spielen.«

»Was wollt ihr?« fragte Bill.

Der Pockennarbige streckte ihm seinen Zeigefinger entgegen.

»Wir wollen dich!«

Bill ging einen Schritt zurück. »Dann kommt mal her.«

Die beiden bewegten die Arme. Aber nur der Mestize zog eine Waffe hervor, ein langes Schnappmesser, dessen Klinge mit einem häßlichen Geräusch aus dem Griff fuhr und braunrote Flecken zeigte, von denen Bill annahm, daß es sich um Blut handelte.

»Da schaust du, wie?« Der Mestize grinste, er fühlte sich sicher, bis zu dem Augenblick, als Bill Conolly mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Revolver hervorriß.

»Und jetzt gebe ich den Ton an!« flüsterte er scharf…

***

Miami war ein Traum, besonders das Wetter. Ein herrlich blauer Himmel, der wunderbare Strand, die Keys, ich hatte alles vom Flugzeug aus sehen können, und in mir waren Urlaubsgefühle hochgestiegen.

Leider mußte ich noch weiter und in ein Klima fliegen, das mir als Europäer überhaupt nicht gefiel, weil es nicht nur heiß, sondern auch verdammt feucht war.

Meine Erinnerungen an die Insel Voodoo-Land wurden wieder wach, als ich daran dachte.

Die Wartezeit betrug knapp eine Stunde. Mit einer kleinen Maschine ging es weiter. Auch ein Jet, der nur dreißig Personen faßte.

Nur zur Hälfte war er besetzt. Ich lehnte mich zurück, als wir starteten. Während des Fluges beschäftigte ich mich mit dem vor mir liegenden Fall.

Es war natürlich nicht einfach, Bill Conolly in einer so großen Stadt wie Baton Rouge zu finden. Da quirlte das Leben, da war etwas los, es gab keine Ruhe. Die Menschen ließen ihren Gefühlen freien Lauf, auch wenn sie sehr gegensätzlich waren.

Die Blicke aus dem Fenster zeigten mir, daß der Himmel seine Bläue behalten würde. Nur fern im Norden entdeckte ich langgezogene, dünne Wolkenstreifen.

Natürlich bereitete mir Bills Verhalten Sorgen. Ich konnte einfach nicht begreifen, daß er nichts von sich hatte hören lassen. Normalerweise mußte ich Sheila recht geben. Wenn Bill nicht anrief, dann hatte er dies auch nicht geschafft. Dann war der Druck, unter

dem er stand, so immens geworden, daß er es einfach nicht konnte.

Womöglich befand er sich in der Gefangenschaft irgendeiner Gruppe oder Clique. Rechnen mußte ich mit allem.

Er hatte sich zudem mit dem Gebiet der Reinkarnation beschäftigt. Auch nicht gerade ungefährlich, je nachdem, an wen man nun geriet. Daß im Süden der Staaten vieles anders war, wußte ich aus eigener Erfahrung. Hier wurden normale Maßstäbe nicht angewendet, man konnte sie einfach über Bord werfen.

Baton Rouge besaß einen relativ kleinen Flughafen. Soeben noch geeignet für den Kurzstreckenjet.

Wir setzten sicher auf, ich wartete, bis die meisten Passagiere den Flieger verlassen hatten und stieg als vorletzter aus.

Ich wurde erwartet.

Ein bulliger Mann im hellen Tropenanzug sprach mich an. Sein Haar klebte auf dem massigen Schädel. Im breiten Südstaatenslang kaute er meinen Namen förmlich.

»John Sinclair?«

»Richtig.«

»Ich heiße Tucker, Slim Tucker.« Er reichte mir seine schweißnasse Rechte. »Ich bin so etwas wie der Dorfsheriff hier.«

»Angenehm«, log ich.

Tucker grinste breit und zeigte seine gelben Zähne. »Wissen Sie, hier ist vieles anders. Sie haben ja telefoniert, aber ich möchte gern wissen, wen Sie hier suchen?«

Das erklärte ich ihm auf dem Weg zum Zoll.

Tucker lachte. »Einen Bill Conolly kennen wir hier nicht. Sie sagten, er ist Reporter. Das ist nicht gut.« Tucker schüttelte den Schädel.

»Weshalb nicht?«

»Nun, weil man Reporter nicht mag. Wenigstens nicht dort, wo er sich umschauen wollte.«

»Wo wollte er sich denn umschauen?«

Tucker lachte wieder. »Bestimmt in den Bajous.«

»Das ist möglich.«

»Hat er dort etwas Bestimmtes gesucht?«

Ich verschwieg die Wahrheit. »Nein, er wollte einen Bericht über die Sitten und Gebräuche schreiben, und zwar für eine große europäische Zeitschrift.«

Tucker hatte begriffen. »Sitten und Gebräuche? Meinen Sie da Voodoo und Mambo?«

»Das wird wohl auch mit hineinspielen.«

»Es ist gefährlich.«

»Ich weiß, deshalb bin ich ja hier.«

»Nicht zum erstenmal, wie ich hörte. Voodooland liegt zwar einige Meilen weg, aber es ist nicht vergessen.«

»Für mich schon. Mir geht es um meinen Freund.«
Wir verließen die schützenden Hallen des Flughafens und traten hinaus in den grellen Sonnenschein, der mir widerlich heiß ins Gesicht stach. Schon jetzt bekam ich etwas von dem zu spüren, was mich in der Altstadt von Baton Rouge erwartete.
Hitze, nur Hitze und Schwüle.
»In diesem Jahr ist es schlimm«, erklärte Tucker, als er sich einen Hut aufsetzte. »Sie sollten sich auch eine Kopfbedeckung besorgen.«
»Später. Wo fahren wir hin?«
»Haben Sie ein Hotel gebucht?«
»Das French Hotel.«
»Gut gewählt. Es liegt fast in der Altstadt, auch nicht weit von den Swamps, den Sümpfen, entfernt.« Er startete. »Wie sieht es mit einem Leihwagen aus?«
»Den besorge ich mir noch.«
»Wie Sie wünschen.«
Auf der Fahrt berichtete Tucker von seiner Stadt, in der es an allen Ecken und Enden kochte. Wahrscheinlich wollte er mich indirekt dazu auffordern, wieder zu verschwinden, ich sagte nichts und ließ ihn reden. Von der Seite her schaute ich ihn an. Tucker besaß eine Sattelnase, als hätte ihm mal jemand den Nasenrücken eingedrückt.
Das Kinn stand etwas vor. Insgesamt machte er einen harten, wenn nicht sogar brutalen Eindruck.
Trotz der Klimaanlage schwitzte er.
Das mußte wohl an seinem Übergewicht liegen.
»Die verdammten Sumpfratten machen uns immer mehr zu schaffen. Sie glauben nicht, was hier los ist.«
»Sumpfratten?«
»Ja, so nennen wir das Pack, das dort…«
»Haben Sie Ausdrücke.«
»Vergessen Sie London, Sinclair! Hier ist alles anders. Da sitzen die Messer verdammt locker. Das Klima, das widerliche Klima. Ich habe mal versucht, mich versetzen zu lassen, hat aber nicht geklappt. In New York wollten sie mich nicht.«
»Kommen Sie von hier?«
»Nein, aus Texas.«
»Aha.«
»Die Texaner sind noch immer die Besten.«
»Und die Größten«, sagte ich. »Jedenfalls halten sie sich dafür.«
»Es stimmt auch.«
Unser Gespräch versickerte. Ich schaute aus dem Fenster und sah eine typische Stadt des Südens mit relativ breiten Straßen, nur wenigen Hochhäusern, dafür den weißen Bauten, wobei viele von ihnen noch aus Holz bestanden. Es herrschte Trubel und Leben.

Bars, Cafés, Restaurants gab es in Massen, und sie alle besaßen einen europäischen, französischen Touch.

Wer durch die Stadt wollte, mußte gut fahren können und starke Nerven haben. Wie Tucker. Wenn er geschnitten wurde, schnitt er auch, es passierte nichts.

Bald wurden die Straßen enger und düsterer. Tucker deutete nach vorn, als wir anhalten mußten, weil spielende Kinder nur sehr widerwillig die Straße räumten. »Dort hinten ist ein Platz. Das weiße Gebäude auf der linken Seite ist das Hotel.«

»Gut.«

Zwei Minuten später hielt Tucker an. Er gab mir seine Karte, als ich den Koffer nahm. »Wenn Sie Ärger kriegen sollten, Kollege, rufen Sie mich an. Tag und Nacht.«

»Ich werde es mir merken.«

Das French-Hotel hätte auch in Paris oder Südfrankreich stehen können. Ein alter Steinkasten mit einem kleinen Park dahinter, zur Straße aber freiliegend und ohne Zufahrt. Vor der Tür stand ein Boy.

Er riß sie auf. Ich betrat die angenehm kühle Halle und bekam mein telefonisch reserviertes Zimmer.

Es lag im ersten Stock, war ziemlich klein und mit einem ebenfalls kleinen Balkon versehen, der zum Park hinführte, in dem die Bäume in tropischer Pracht blühten.

Ich setzte mich auf die Bettkante und dachte nach. Wie sollte ich Bill Conolly finden?

Einen Namen hatte ich noch. Evangeline Cortland!

Wer war sie? Wo lebte sie? Ich beschloß, den einfachen Weg zu gehen, ließ mir ein Telefonbuch bringen und blätterte es durch. Daß ich beim ersten Versuch Glück haben würde, kam mir selbst komisch vor. Aber ich las ihren Namen und auch die Adresse.

Anrufen oder direkt hinfahren?

Ich entschied mich für die letzte Möglichkeit. Telefonisch bestellte ich einen Leihwagen. Man versprach, mir einen Renault zu schicken.

Es war ein R 5, klein und wendig, in dieser Stadt genau das richtige Fahrzeug für mich.

Ein Stadtplan lag im Handschuhfach. Ich suchte nach der Straße und fand sie auch etwas außerhalb im Südosten, wo bereits die Sümpfe begannen. Wer dort lebte, den konnte ich nur bewundern.

Für mich wäre es nichts gewesen.

Tucker war gut durch den Verkehr gekommen. Ich, als Fremder, bekam meine Schwierigkeiten. Einmal entging ich nur um Haaresbreite einem Zusammenstoß mit einem Bus. Der Fahrer bekam hinter seinem Lenkrad fast einen Tobsuchtsanfall.

Ich winkte beruhigend ab und rollte in den Kreisverkehr hinein, aus dem ich auch wieder hervorschoß und mich dann auf der Straße

befand, die mich zum Ziel führte.

Das graue Betonband durchschnitt eine tropische Gegend. Rechts und links stand der dschungelähnliche Bewuchs dicht wie eine Wand. Manchmal führten kleine Wege wie starre Arme hinein ins Grüne und über die mit Wasser gefüllten Gräben hinweg.

Ich fuhr langsam, weil ich die Abzweigung nicht verpassen wollte, die ich auch auf der Karte gesehen hatte.

Ich fand ihn trotzdem nicht, mußte noch einmal zurück und sah erst dann den schmalen Weg, der in den dichten Wald hineinführte.

Noch ein Blick auf die Karte zeigte mir, daß ich mein Ziel auch von der anderen Seite hätte erreichen können, dort waren die Straßen besser und breiter eingezeichnet.

Schon bald kam ich mir vor wie im tiefsten Dschungel. Das Sonnenlicht hatte einen grünlichen Schimmer angenommen. Da gingen die Konturen ineinander über, ich konnte kaum etwas ausmachen und fuhr geradeaus über eine Piste. Der Wagen schaukelte auf und nieder, seine Federung und Stoßdämpfer wurden strapaziert.

Jeder Weg hat einmal ein Ende, auch dieser. Schon aus einer gewissen Entfernung hatte ich den hellen Lichtfleck gesehen, der über der Wand aus Bäumen schwebte.

Es war eine Lichtung, nein, ein Platz, auf dem mehrere Häuser standen, die mich an flache Farmbauten erinnerten. Sie waren aus Holz errichtet worden, standen im Halbkreis, besaßen Stallungen, ich sah einen Brunnen und die verbrannt wirkende, staubige Erde des Platzes, auf der die Reifen Fahnen hochwirbelten.

Mir fiel auf, daß keine Kinder vorhanden waren. Dieser Fleck war ziemlich still. Zwischen den Häusern war genügend Platz, um dort Wagen abzustellen. Ich ließ meinen neben dem Brunnen stehen und stieg aus.

Nach der Klimaanlage trafen mich Hitze und Schwüle besonders schlimm. Die Sonne stach vom Himmel, ich sah nicht weit entfernt einen Steg, wo Boote lagen, über denen unzählige Stechmücken und andere Insekten tanzten.

Auch mich griffen sie an. Ich schlug ein paarmal nach, es wurden aber nicht weniger.

Hier also lebte Evangeline Cortland!

Aber wo? In welch einem der Häuser? Es war still, deshalb hörte ich das Knarren einer Tür besonders deutlich.

Vor mir aus dem Haus trat eine Frau. Sie war sehr jung, ausnehmend hübsch, und sie blieb unter dem Dach der Veranda stehen.

Das konnte sie sein.

»Evangeline Cortland?« fragte ich.

Sie nickte, und ich war froh, sie so schnell gefunden zu haben…

***

Eine Stunde zuvor

Evangeline hatte die Nacht über nicht geschlafen und sich unruhig auf dem Laken gewälzt. Sie wußte, daß sie vieles falsch gemacht hatte, aber sie konnte einfach nicht anders und kam aus diesem verfluchten Teufelskreis nicht heraus.

Ihr war klar, daß sie immer gefangen sein würde, solange sie lebte, denn sie war eine Verfluchte.

Verflucht und verdammt.

Das hatte sie als Kind nicht gewußt. Erst später, als sie größer wurde und Lossardo sie kaufte, war ihr das klargeworden, sie hatte sich mit dem Schicksal ihrer Mutter befaßt.

Aufgewachsen war sie bei Fremden, die ebenfalls Lossardos Bande angehörten. Er hatte sie ihnen übergeben, damit sie das Mädchen behüteten, weil er noch Großes mit ihr vorhatte.

Allmählich war er damit herausgekommen, wer sie und ihre Mutter waren.

Besonders das Schicksal der Mutter hatte Evangeline tief beeindruckt und ihr gleichzeitig Angst gemacht, denn ihre Mutter war eine Mambo-Priesterin gewesen. Eine Frau, die schwarzmagische Rituale beherrschte und sie auch einsetzte. Zugleich eine Person, die über ein immenses Wissen verfügte, das nicht allein aus einem Leben stammen konnte.

Sie hatte schon mehrere Male gelebt, und sie lebte wieder, das wußte Evangeline genau.

Lossardo war darüber ebenfalls informiert, nur hatte er mit der Wahrheit nie herausrücken wollen.

So vergingen die Jahre. Evangeline wurde auch in sexueller Hinsicht Lossardos Eigentum, keiner außer ihm durfte sie anrühren oder auch nur mit gewissen Blicken anschauen. Wer es dennoch wagte, bekam Lossardos wilde Wut zu spüren oder die Krallen seines Panthers.

Dann war dieser Fremde erschienen. Ein Mann aus Europa, aus England, der von ihrer Mutter gehört hatte. Die Quelle hatte er nicht preisgegeben, aber er war zu ihr gekommen, hatte sie angesehen, und Evangeline wußte, daß es um ihn geschehen war.

Eine Faszination hatte diesen Bill Conolly ergriffen, die sie unsicher machte, denn auch ihr war der Fremde schon beim ersten Kennenlernen nicht gleichgültig gewesen.

Für einige Zeit hatte sie sogar Lossardo vergessen und sich nur mit dem Fremden unterhalten. Das war einem Mann wie Lossardo, der überall seine Spitzel sitzen hatte, nicht verborgen geblieben. Er hatte entsprechend reagiert, das Mädchen zur Rede gestellt, es sogar geschlagen, ihren Widerstand zerbrochen und sie für seine Zwecke eingespannt.

Der Reporter hatte etwas über Evangelines Mutter wissen wollen.

Es war leicht gewesen, ihn zum alten Friedhof zu schicken, wo sich das Grab der Mutter befand.

Da war Lossardo dann mit seinen Männern erschienen; sie hatten Bill fertig gemacht. Eine erste und gleichzeitig letzte Warnung, sich nicht mehr um gewisse Dinge zu kümmern.

So war es auch geblieben, und Evangeline hoffte, daß Bill abreisen würde. Sie wollte ihn nicht mehr sehen, obwohl sie ihn so sehr mochte.

In der Nacht hatten sie noch miteinander gesprochen. Ein Dialog des Abschieds, obwohl sich Evangeline nicht sicher war.

Erst sehr spät war sie eingeschlafen und schon beim Morgengrauen wieder erwacht.

Schweißgebadet, sogar zitternd, denn ein schrecklicher Traum hatte sie gequält.

Ein Traum aus Blut und Tod, dessen Erinnerung sie in der kleinen Badestube neben dem Schlafraum abwusch. Sie hatte sich frisches Wasser aus dem Brunnen besorgt und sich anschließend mit einem Parfüm eingerieben. Sie lebte allein in dem Haus, das Lossardo gehörte. Überall hingen seine Bilder. Mal gemalt, mal als Foto. Das Mädchen sollte stets an ihren Herrn und Meister erinnert werden.

Noch bevor die Sonne aufging, hatte sie sich auf die Veranda gesetzt und dem Erwachen der Natur gelauscht. Schließlich verspürte sie Hunger, war ins Haus gegangen, hatte sich Kaffee gekocht und aß einige Eier von ihren Hühnern.

Dann war er gekommen.

Sie hatte ihn nicht gehört. Er mußte den Weg über das Wasser genommen haben, aber plötzlich hatte er im Haus gestanden. Eine unheimliche Gestalt, groß, wuchtig, die Türbreite ausfüllend und neben ihm der Panther mit seinen kalten Leuchtaugen.

»Ich bin es nur«, hatte er gesagt und war näher gekommen.

Evangeline schaute ihn an. Wie immer blieb sein Gesicht unbewegt. Auch die Lippen kräuselten sich nicht einmal, als er lächelte.

Nur ein Zucken der Mundwinkel deutete dies an.

Er hatte sich zu ihr gesetzt und mit seiner sehnigen Hand nach der ihren gefaßt. Sie hatte seinen Geruch wahrgenommen, eine wilde Mischung aus Dschungel, Sumpf und Schweiß.

»Wie geht es dir?«

»Gut.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht.«

Sie drehte den Kopf und schaute nach draußen, wo die Sonne bereits auf den Platz schien. »Weshalb sollte es mir nicht gutgehen? Du hast erreicht, was du wolltest.«

»Lügst du mich jetzt an, Evangeline?«
Die junge Kreolin bekam große Augen. »Nein, wie sollte ich das?«
»Es hätte ja sein können, mein Kind.« Seine wie rasiert wirkenden Augenbrauen bewegten sich. »Vielleicht hast du an diesem Fremden einen Narren gefressen und…«
»Nein, er ist doch weg. Ich habe ihn zum Friedhof gelockt, wo ihr auf ihn gewartet habt…«
»Das stimmt schon, kleine Evangeline. Er hat auch seine Quittung bekommen, nur gehört er zu den Menschen, die es immer genau wissen wollen, verstehst du?«
»Nein.«
»Dann will ich es dir sagen.« Seine Stimme klang hart wie brechendes Glas. »Er ist nicht abgereist. Dein lieber Freund Bill schnüffelt nach wie vor herum.«
Das Mädchen sagte nichts. Seine Überraschung war nicht gespielt.
Evangeline hatte damit gerechnet, daß Bill verschwinden würde.
Nun sollte er sich tatsächlich noch in Baton Rouge aufhalten.
»Stimmt das denn?« hauchte sie.
»Klar.«
»Woher…?«
»Er schnüffelte. Meine Leute beobachteten ihn. Er stellte Fragen, und er fand eine Spur.«
»Zu wem? Zu mir?«
»Nein, nicht hierher. Er ging einen Umweg. Er fand die Spur zu einem Freund deiner Mutter.«
Sie lachte. »Davon hatte sie viele.«
»Das weiß ich, aber nur einer ist dein Vater. Und den hat er gefunden, ohne dies zu wissen.«
Evangeline beugte sich vor. Plötzlich schwitzte sie wieder, als hätte sie unter einer Dusche gestanden. »Du… du kennst meinen Vater, Lossardo? Du kennst ihn?«
»Ja.«
»Wer ist es?«
Der Mann im Ledermantel lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander und holte aus der Tasche einen Zigarillo hervor. Mit der anderen Hand streichelte er über das Fell des Panthers. »Dein Vater lebt nicht mehr. Er ist heute ermordet worden!«
Sie saß ganz still, dachte über die Worte nach, ohne sie richtig fassen oder durchdenken zu können.
»Glaubst du mir nicht?«
»Ich… ich weiß nicht.« Sie schaute auf die Tischplatte, wo die Eierschalen lagen. »Ich kann es nicht glauben. Ich kenne keinen Namen.«
»Oh, dein Vater ist berühmt gewesen. Viele haben für ihn

geschwärmt. Auch deine Mutter. Er war schon damals eine Legende, ein Musiker der ersten Garnitur, der, Pech für ihn, in Baton Rouge hängengeblieben ist, aus welchen Gründen auch immer. Weißt du nun, von wem ich rede?«

»Ist… es … ist es …«, sie holte tief Atem. »Ist es vielleicht der alte Sweet?«

»Genau!«

Evangeline ballte die Hände zu Fäusten. Sie konnte es nicht fassen. Die Wahrheit war nicht so einfach zu glauben. Sie senkte den Kopf und schüttelte ihn.

»Weshalb glaubst du mir nicht?«

»Ich kann es nicht!«

»Doch, du mußt es.« Er paffte zwei Rauchwolken aus, die sich blaugrau im Zimmer verteilten. »Du mußt mir glauben. Sweet war dein Vater, Mädchen. Es ist die reine Tatsache.«

»Und… und Bill war bei ihm?«

»Klar.«

»Hat er das gewußt?«

Lossardo lachte kratzig. Er schaute durch das Fenster auf den Platz, wo zwei Männer aus den Nachbarhäusern in einen alten Lieferwagen stiegen und abfuhren. »Nein, er hat es nicht gewußt. Er war wie von Sinnen. Er schien erfahren zu haben, daß dein Vater oder Sweet mehr über dich und deine Mutter wußte. Anscheinend wollte er es einem Fremden nicht erzählen, was man auch verstehen kann. Dann ist es eben passiert.«

»Was ist passiert? Was?« rief Evangeline und stand halb auf.

Lossardo blieb ruhig. »Sweet lebt nicht mehr…«

Sie sank wieder zurück. »Mein… mein Vater ist tot?« Die Kreolin fragte es so, als wollte sie es nicht glauben.

»Das stimmt. Dein Freund Bill ist wohl etwas zu wild vorgegangen. Wenn jemand das Messer nicht beherrscht, sollte er damit auch nicht umgehen, das meine ich.«

Evangeline Cortland war wie erschlagen. Über den Tisch hinweg schaute sie in das Gesicht ihres Gebieters, das starr blieb. Er gab keine Erklärung mehr ab, griff statt dessen zu einem Ei und schleuderte es aus dem offenen Fenster. Als es aufschlug, kommentierte er das Geräusch.

»So wird es auch deinem Freund Conolly ergehen. Wir werden ihn zerstampfen.« Er griff zu einem zweiten Ei, pellte es ab, warf es hoch. Es tickte gegen die Decke, fiel nach unten, und Lossardo gab einen Zischlaut von sich.

Der schwarze Panther reagierte. Mit einem eleganten Sprung hechtete er dem fallenden Ei entgegen und schnappte es auf. Mit einem Biß hatte er es verschlungen.

»Stimmt das?« hauchte Evangeline. »Stimmt das wirklich, was du mir da erzählt hast?«
»Weshalb hätte ich dich anlügen sollen?«
»Ich weiß es nicht!« hauchte sie.
»Eben.« Lossardo lächelte kalt. Er wußte genau, daß er Evangeline dort hatte, wohin er sie haben wollte. Er mußte sie dazu kriegen, den Mann zu hassen.
»Und was macht er jetzt?« fragte sie nach einer Weile.
»Keine Ahnung. Aber wie ich ihn kenne, wird er weiter hier herumschnüffeln.«
»Du meinst, er kommt zu mir?«
»Das ist möglich.«
Sie setzte sich aufrecht hin. »Was soll ich dann tun?«
Lossardo lachte sie an. »So gefällst du mir schon besser. Ich werde dir sagen, was du tun sollst. Vielleicht kommt er auch nicht, dann müssen wir ihn locken, aber ich werde dir Gelegenheit geben, um mit ihm abrechnen zu können.«
Sie nickte traurig, was Lossardo nicht gefiel. »He, willst du ihn nicht tot sehen?«
Evangelines Blick war glanzlos. »Ich… ich weiß es nicht. Ich muß darüber nachdenken.«
Lossardo stand auf. »Das sollst du auch, Mädchen. Denke darüber nach, aber es wird nur eine Entscheidung für dich geben. Du kannst sie mir mitteilen, wenn ich zurückkehre, und dann nicht allein. Ich bringe außer Sandra noch Bill Conolly mit. Du wirst in die Fußstapfen deiner Mutter treten, weil du nicht anders kannst. Denke daran, daß ich dich nicht grundlos aufgezogen habe.«
Er ging und wandte ihr dabei den breiten Rücken zu, auf den sie starrte. Der Panther hielt sich so dicht an seiner Seite, daß er den Mann berührte. Ohne angeleint zu sein, schritt er neben Lossardo her, dessen Schritte auf dem Platz draußen verklangen.
Allein blieb Evangeline Cortland zurück. Allein mit den Gedanken und den widersprüchlichsten Gefühlen. Sie saß da, starrte auf den Tisch, ohne ihn eigentlich zu sehen. Die Platte verschwamm vor ihren Augen. Eigentlich war sie grau, doch nun zeigte sie plötzlich Farben, die sehr bunt waren und ineinanderliefen.
Sie schluckte, der Hals war trocken, in ihrem Innern brauste es auf, so daß sie den Eindruck bekam, es würde eine zweite Seele unsichtbar durch den Körper kreisen.
Was war das nur?
Die Farben blieben, vermengten sich und ließen das Gesicht einer Frau erkennen. Dunkel, düster und hexenhaft. Der breite Mund war verzogen und stellte ein häßliches Grinsen dar. Evangeline hatte ihre Mutter nie gesehen, sie wußte nur aus Beschreibungen, wie diese

ausgesehen hatte.

Und sie erinnerte sich an das Relief im Grabstein. Die dort eingemeißelten Züge glichen denen, die sie auf der Tischplatte sah.

Also stellte der Abdruck das Gesicht ihrer Mutter dar! Einer Toten, die sich aus dem Jenseits meldete.

Die Lippen bewegten sich, als wollte der Mund bestimmte Wörter formen.

Evangeline starrte ihn an. Sie versuchte, herauszulesen, was die Mutter von ihr wollte, sie schaffte es nicht.

Dann verschwand das Gesicht. Es löste sich auf, als hätte jemand mit einem Lappen darüber hinweggeputzt.

Die Kreolin stöhnte auf und drückte sich zurück. Schweiß lag auf ihrem Gesicht und machte es glänzend wie eine Speckschwarte. Sie konnte kaum atmen, so stark war der Druck geworden, und sie schüttelte nur den Kopf, während sie den Namen des Reporters flüsterte.

»Bill Conolly«, sagte sie und wiederholte den Namen. »Weshalb hast du das getan? Weshalb hast du gemordet? Du hattest keinen Grund, diesen Menschen umzubringen. Er hat dir nichts getan, überhaupt nichts, aber du hast ihn getötet. Einfach so, einfach so…«

Daß es auch anders gewesen sein könnte, daran dachte sie in diesen Augenblicken nicht. Zu sehr stand Evangeline Cortland unter dem Bann des Lossardo.

»Warum?« hauchte sie wieder. »Warum das alles?«

Eine Antwort bekam sie nicht, doch sie spürte, wie sich in ihrem Innern etwas veränderte.

Beim ersten Zusammentreffen hatte es bei ihr wie der Blitz eingeschlagen.

Dieser Fremde hatte für sie einiges bedeutet, wie Lossardo, der für das Mädchen inzwischen zu einem regelrechten Alptraum geworden war.

Sie hatte auch die Hoffnung gehabt, daß Bill sie aus dieser Welt hätte retten können.

Dieses Gefühl war nun zerstört worden. Der Fremde war ein Mörder, der Mörder ihres Vaters.

Allmählich wechselte bei Evangeline die Gefühlslandschaft. Etwas anderes stieg in ihr hoch – Haß!

Sie stand auf. »Wenn du das tatsächlich getan hast«, flüsterte sie, und es klang wie ein Versprechen, »werde ich mich schrecklich an dir rächen. Dann schrecke ich vor nichts zurück, vor gar nichts!« schrie sie. Anschließend sank sie weinend auf den Stuhl zurück.

Sie blieb so sitzen, bis sie von einem Geräusch aufgeschreckt wurde. Ein Wagen rollte bereits auf den Platz vor den Häusern, und seine Reifen wirbelten eine breite Staubfahne hoch.

Sie stand auf, rieb sich die Augen, schaute nach draußen und sah, daß ein fremder, blonder Mann das Auto verließ.
Auch ihn hatte sie noch nie gesehen, aber sie wußte sofort, daß er sie sprechen wollte.
Evangeline Cortland trat hinaus auf die Veranda…

***

Die Verlängerung der Mündung wies haargenau auf einen Fleck zwischen Perez' Augen.
Der Mestize rührte sich nicht. Nur in seinen Pupillen sah Bill die Überraschung, denn Perez hatte mit einer solchen Aktion nicht gerechnet. Auch nicht der Weiße, der dennoch leise lachte. »Glaubst du denn, daß du hier lebend wegkommst?«
»Das laß mal meine Sorge sein!«
»Wir werden dich jagen!«
»Ihr nicht mehr«, erklärte Bill, der sich als Herr der Situation fühlte und Perez anzischte, als der seine Hand zuckend bewegte. »Sei ruhig, ich weiß, daß es Künstler gibt, die ihr Messer aus dem Gelenk schleudern. Aber eine Kugel ist immer schneller.«
»Es war nur ein Zucken!«
»Schön, damit es nicht noch einmal passiert, wirst du den Zahnstocher jetzt fallenlassen.«
»Wohin?«
»Laß ihn fallen, verdammt!«
Perez nickte. Das Messer klirrte auf den Boden, wo die alten Fliesen nur noch zur Hälfte vorhanden waren.
»Wunderbar«, sagte Bill. »Und jetzt dreht euch um. Alle beide. Wir haben es hier herrlich getroffen. Ihr könnt es euch direkt bequem machen und an der Mauer abstützen. Das Spiel kennt ihr sicher. Umdrehen und sich nach vorn fallen lassen.«
Der Pockennarbige wollte noch etwas sagen, doch Bills Blick sagte ihm genug.
Beide drehten dem Reporter den Rücken zu, streckten die Arme aus und stützten sich an der rauhen Trennmauer ab.
Bill ließ ihnen keine Zeit, um lange nachzudenken oder nach einem Ausweg zu grübeln.
Bei dem Pockennarbigen fing er an. Der hatte seine Handflächen noch nicht richtig gegen das rauhe Gestein gelegt, als der Reporter bereits zuschlug. Er traf den Stiernacken des Mannes, der sich plötzlich schüttelte und nach unten rutschte.
Perez fuhr herum, er suchte seine Chance, wollte auch ein zweites Messer ziehen, als er Pech hatte und ihn Bills Schlag noch in der Drehung erwischte.
Direkt am Kinn.

Es war ein klassischer K.O., nur eben nicht durch eine Faust erzielt, sondern durch den harten Lauf des Revolvers. Perez kippte zurück und fiel zwischen Wand und Becken.

Das Messer nahm Bill an sich. Er umwickelte den Griff mit einem Taschentuch, bevor er die Waffe aufhob, die Klinge wieder verschwinden ließ und das Mordinstrument einsteckte.

Erst jetzt spürte er die Reaktion. Sein Herz schlug schneller, die Knie waren sogar weicher geworden. Die Aktion der beiden Männer hätte für ihn auch tödlich enden können.

So hatte er zunächst gewonnen.

Es wunderte ihn, daß keiner der Gäste die Toilette betreten hatte.

Aus dem Lokal hörte er die Musik des Trios vom Podium her. Bill hatte es eilig, dennoch bremste er seine Schritte, weil er nicht auffallen wollte.

Er betrat das Lokal, sah vor sich den leeren Tisch, wo er mit Sweet gesessen hatte, und schaute sich um.

Die Gäste interessierten sich für die Musik, ihn hatte noch niemand entdeckt, und nur der Keeper starrte kurz zu ihm herüber, sagte oder tat aber nichts.

Bill schob sich vor.

Die Gäste, hatten sich so hingesetzt, daß sie das Podium beobachten konnten, und die Männer an der Theke lehnten mit den Rücken am Handlauf. Zwei Frauen waren ebenfalls hinzugekommen. Grell geschminkte Damen mit üppigen Kurven, die bei den engen Kleidern besonders auffielen. Die Säume endeten sogar über den Knien. Die Frauen schauten Bill an und leckten sich über die Lippen.

Der Reporter ignorierte die Aufforderung.

Qualm und Gestank standen zwischen Fußboden und Decke noch immer wie eine durchsichtige Wand.

Die Hälfte der Thekenlänge hatte Bill hinter sich gelassen, und noch immer kam ihm das Gehen vor wie ein Spießrutenlaufen. Jeder Gast, den er passierte, erinnerte ihn an ein Pulverfaß, dessen Lunte bereits brannte und das Faß jeden Augenblick zur Detonation bringen konnte.

Wider Erwarten ging alles gut. Nur ein Mann beschwerte sich, weil ihm Bill die Sicht nahm.

Er behielt die Ausgangstür im Blick und auch den Tisch, wo die Kerle gesessen hatten.

Andere Gäste hatten die Stühle in Beschlag genommen. Bill erinnerte sich daran, daß es drei Männer gewesen waren. Zwei hatten ihn auf der Toilette ›besucht‹.

Wo steckte der dritte?

Als Bill daran dachte, sah er ihn. Er hatte an der Wand gelehnt, neben dem Eingang.

Ein Farbiger, der eine halblange Jacke trug und darunter ein blasses

T-Shirt.

Er hatte Bill gesehen, aber noch nicht reagiert. Das änderte sich, als der Reporter nur mehr wenige Schritte von ihm entfernt war. An der Wand schob er sich entlang, schlug die Jacke an der rechten Seite zurück und kantete etwas hoch.

Bill sah den glänzenden Lauf der Schrotflinte im letzten Augenblick und auch noch in der Aufwärtsbewegung.

Ob der Mann es wagen würde zu schießen, das stand nicht fest.

Bill jedenfalls ging auf Nummer Sicher und überwand die trennende Distanz mit einem Sprung.

Plötzlich sah er das überraschte Gesicht dicht vor sich. Bill wuchtete sein Knie hoch, hörte den Mann stöhnen, sah ihn zusammensacken. Gedankenschnell hatte der Reporter ihn schon gegen die Wand gepreßt und nach der Schrotflinte gegriffen.

Zum Glück für ihn hatte der Finger des Mannes noch nicht den Abzug umklammert. Bill konnte ihm die Waffe entreißen und stieß den Kolben nach vorn. Der Treffer raubte dem anderen die Luft.

Sein Gesicht verzerrte sich, als er in die Knie sackte, Bill schnell zurücksprang und den Kerl nach vorn über einen Tisch fallen sah.

Die anderen Gäste sprangen auf, und plötzlich erschien auch wieder der Pockennarbige.

»Jagt ihn!« brüllte er durch das Lokal und übertönte mit seiner Stimme noch die Musik. »Jagt ihn bis in die Hölle!«

Die Meute sprang hoch, während Bill durch den Eingang flitzte.

Er wußte, daß es für ihn verdammt eng wurde…

***

Evangeline Cortland stand im Schatten der Veranda. Ich in der Sonne, die gegen meinen Rücken strahlte und mich so nicht blenden konnte. Deshalb konnte ich das Mädchen so gut erkennen und mir sein Aussehen einprägen. Zwischen uns schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Wir befanden uns in einem Vakuum. Die Hitze, die grüne Wand des Dschungels, der Staub, das Gackern der Hühner, das Grunzen der Schweine aus einem nahen Stall, selbst das Hecheln der vorbeistreunenden Hunde, all das störte mich, denn der Anblick dieses Mädchens nahm mich gefangen, und ich konnte Bill Conolly verstehen, daß er von diesem Aussehen fasziniert gewesen war.

Nicht, daß mich Evangeline sexuell erregt hätte, bei ihr war es noch etwas anderes. Sie strahlte eine Faszination aus, die mit ihrer Körperlichkeit nichts zu tun hatte.

Da war etwas Geheimnisvolles, etwas, das normale Menschen nicht besaßen.

Eine Aura – unsichtbar, dennoch strahlend, so daß sich bei mir eine zweite Haut bildete. Ich fürchtete mich nicht vor ihr, ich hatte nur das

Gefühl, als würde sie locken wollen und mich hineinziehen in die geheimnisvolle Tiefe ihrer Augen.

Sie war wirklich jung, nicht älter als Zwanzig. Sie war eine Verlockung. Manche Leute hätten sie als lebende Todsünde bezeichnet.

Sie trug ein sehr eng anliegendes Kleid mit einem tiefen Ausschnitt, dessen blutrote Farbe ihr auf die Haut gestrichen zu sein schien. Die reifen Formen einer Frau malten sich unter dem Stoff ab.

Das Haar glänzte wie schwarzer Lack. Die Haut zeigte einen kaffeebraunen Farbton, die Lippen waren blaß geschminkt und durch eine Überzeichnung an den Rändern noch breiter gemacht worden.

Eine kleine Nase, sehr schön geschwungene Augenbrauen, die hohe Stirn, das abwartende Lächeln auf ihren Lippen und die biegsame Figur, das alles mußte einen Menschen locken.

Auch mich…

Trotzdem war ich vorsichtig geblieben. Ich hatte die Warnung gespürt, diese andere Aura, deshalb hielt ich mich zunächst einmal zurück. Dafür bewegte sich das Mädchen.

»Sie wollten zu mir?«

Ich nickte und kam mir vor, als wäre ich aus einem tiefen Traum erwacht.

»So ist es. Falls Sie Evangeline Cortland sind?«

»Die bin ich.«

»Kann ich Sie sprechen?«

Sie legte eine Hand um den Pfosten der Veranda. Es sah aus, als wäre das Holz von einer Schlange umfaßt worden. »Ich kenne Sie ja nicht einmal, Mister.«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Sie sind fremd in Baton Rouge?«

»Das stimmt.«

»Da kommen Sie zu mir?«

»Ja«, ich ging einen Schritt vor. »Wollen Sie mich wirklich in der Sonne braten lassen?«

»Nein, für einen Weißen sind die Strahlen Gift. Bitte, wenn Sie wollen, dann…«

Ich ging bereits auf die zweistufige Holztreppe zu, die zur Veranda hochführte. Evangeline hatte zwar nicht zugestimmt, sie lehnte auch nicht ab, sondern trat zur Seite, um mich vorbeizulassen. Die Tür hatte sie geöffnet. Ein dünnes Drahtnetz zwischen den Rahmen hielt die Moskitos ab. Ich ließ Evangeline vorangehen. Sie führte mich in einen kleinen Raum, wo es im Gegensatz zu draußen überraschend kühl war.

»Na?« fragte sie, »gefällt es Ihnen?«

Ich lauschte dem Klang ihrer Stimme nach. Er hatte sich verändert,

war sogar rauher geworden.
»Ja, es ist recht nett.«
»Warum setzen Sie sich nicht?« Sie deutete auf einen geflochtenen Korbstuhl. Über mir sah ich die Flügel eines großen Ventilators. Sie standen still.
Ich nahm Platz, von Evangeline beobachtet, die leise lachte, als sie das Knarren des Materials vernahm, als es von meinem Gewicht belastet wurde.
»Keine Sorge, Mr. Sinclair, der Stuhl ist stabil gebaut.«
»Ich war eben vorsichtig. Aber lassen Sie das förmliche Mister. Sagen Sie John.«
»Natürlich.« Auch sie nahm Platz. Dabei bewegte sie sich wie eine Tänzerin. Ich konnte mir gut vorstellen, daß Evangeline zu den Menschen gehörte, die eine Naturbegabung besaßen, die ihnen diese Geschmeidigkeit erlaubte.
Sie richtete ihren Blick auf mich. Ich mußte einfach in die Augen sehen. Man konnte nicht von einem Ausdruck sprechen. Sie waren fordernd, lockend, geheimnisvoll, lauernd und abwartend zugleich.
Dieser Blick brannte unter der Haut.
»Möchten Sie etwas trinken, John?«
»Im Moment nicht, danke.«
»Womit kann ich Ihnen dann helfen?« Sie lächelte und schlug die Beine übereinander. Allein diese Bewegung beinhaltete eine gewisse Lockung, auch deshalb, weil sie den abwärts der Taille weit geschwungenen Rock in die Höhe zupfte und viel von ihren sonnengebräunten Beinen sehen ließ.
»Eigentlich geht es nicht um mich oder um Sie«, sagte ich.
»Nein…?«
»Ich suche einen Freund.«
Evangeline lachte. »Das ist gut, wirklich. Ausgerechnet bei mir, wo wir uns doch gar nicht kennen.«
»Stimmt, aber Sie kennen diesen Freund von mir.«
»Wer soll das sein?«
»Er heißt Bill Conolly.«
Sie schaute gegen ihre Hände. Sekundenlang geschah nichts.
Evangeline tat, als müßte sie überlegen. »Meinen Sie wirklich, daß ich ihn kennen müßte?«
»Davon bin ich überzeugt!«
»Was macht Sie denn so sicher?«
»Seine Aussagen. Er ist schließlich nicht ohne Grund von London in die Staaten gekommen, und dieser Grund waren Sie, Evangeline. Haben Sie gehört?«
»Ja, natürlich.« Sie warf ihre halblangen Haare zurück, die so aussahen, als hätten sie nie die Schere eines Friseurs gesehen. »Soll ich

jetzt gschmeichelt sein?«

»Das bleibt Ihnen überlassen, Evangeline. Hat Bill Conolly nichts von mir erzählt?«

Sie schüttelte den Kopf.

Damit hatte sie zugegeben, daß sie Bill kannte. »Also, wann war er bei Ihnen?«

»Ich habe mit ihm geredet.«

»Worüber?«

»Über alles Mögliche.« Sie lachte leise. »Ich glaube, daß er sich in mich verliebt hat. Ja, er war ganz hingerissen. Er starrte mich ständig an, machte mir Komplimente. Es war schon fast peinlich.«

»Hat er nichts über den eigentlichen Grund erzählt, weshalb er diese Reise unternahm?«

Evangeline schaute mich so naiv an, daß ich ihr schon keinen Glauben schenkte. »Nein«, erwiderte sie. »Ich kann mich wenigstens nicht daran erinnern. Was soll denn der eigentliche Grund seiner Reise gewesen sein, John?«

»Ihr Schicksal.«

»Tut mir leid, aber das verstehe ich nicht.«

»Evangeline«, sagte ich leise und beugte mich vor, »Sie sind ein bezauberndes Mädchen, das ist eine Tatsache. Bestimmt bin ich nicht der einzige, der Ihnen das sagt. Mein Freund Bill Conolly hat sich ebenfalls fasziniert gezeigt, aber es ging ihm nicht allein um Ihr Aussehen, er hat im Prinzip andere Gründe gehabt, weshalb er Sie besuchte. Soviel mir bekannt ist, umgibt Sie ein Geheimnis.«

Sie breitete die Arme aus. »So – ein Geheimnis. Sehen Sie eines?«

»Nein, das ist unsichtbar. Doch Bill wußte, weshalb er kam. Er ist Reporter und arbeitet an Berichten, die…«

»Sind Sie es auch?«

»Ja, ein Kollege und Freund. Bill ist nur vorgeflogen, um das Terrain zu sondieren.«

»Ja und?« Sie schaute auf ihre langen Finger und die mit unterschiedlichen Farben lackierten Nägel.

»Es geht um Sie, Evangeline. Sie gehören zu den Personen, die von einem Geheimnis umgeben sind.«

Ihr Lächeln wehte mir als Spott entgegen. »Sehe ich wirklich so geheimnisvoll aus?«

»Das auch. Nur spreche ich von einem anderen Geheimnis. Wissen Sie eigentlich, daß es Menschen gibt, die schon einmal gelebt haben? Ist Ihnen das bekannt?«

Bisher hatte sich die schöne Kreolin ziemlich lässig mir gegenüber gezeigt. Sie war auch sicher gewesen, nun aber änderte sich dieser Zustand. Sie setzte sich starr hin, der Blick war lauernd. Mit leiser Stimme fragte sie: »Was hat das denn mit mir zu tun?«

»Das will ich Ihnen sagen. Sie waren eine Person auf seiner Recherchenliste, vielmehr auf unserer. Wir arbeiten für eine große Illustrierte und haben den Auftrag bekommen, uns um Personen zu kümmern, die ein besonderes Schicksal besitzen…«

Ihr Lachen unterbrach mich. »Da sind Sie ausgerechnet auf mich gekommen? Auf ein Mädchen aus den Bajous?«

»Ja.«

»Das kann ich nicht glauben. Das ist einfach Unsinn. Was sollte ich mit Ihrem Bericht zu tun haben?«

»Ganz einfach. Wir gingen davon aus, daß Sie schon einmal als eine andere Person gelebt haben. Mein Freund Bill wollte diese Menschen interviewen. Er wollte, daß sie sich erinnern, Evangeline. Sie sollen sich an Ihr früheres Leben erinnern. Können Sie das? Ist es möglich?«

Sie sprang auf. »Nein!« Abrupt drehte sie mir den Rücken zu.

Auch dort zeigte das Kleid einen tiefen Ausschnitt. Die Schulterblätter stachen hervor. Auf der Haut lag ein Schauer.

Sie blieb stehen, den Kopf zurückgedrückt, die schwarzen Haare berührten den Nacken. Sie sagte nichts, ich hörte allein ihren schweren Atem. Erst jetzt wurde mir bewußt, wie sehr die Luft zwischen den Wänden stand. Es war wärmer geworden, auch der Geruch hatte sich intensiviert. Parfüm, Gewürze, brakiges Wasser, das alles schien sich zu vereinen.

Das leise Knacken ließ mich zusammenzucken. Im nächsten Augenblick erwischte mich ein Luftstrom. Ich schaute hoch und erkannte, daß sich die Flügel des Ventilators drehten. Sie wirkten träge, langsam, etwas müde, aber sie wurden mit fortschreitender Zeit schneller. Niemand hatte ihn angestellt, jedenfalls hatte ich keine Person gesehen. Möglicherweise reagierte er auf eine Automatik, obwohl ich mir diese technischen Spielereien in einem Haus wie diesem kaum vorstellen konnte.

Ich stand auf und ging auf Evangeline Cortland zu. Dicht hinter ihr blieb ich stehen, atmete ihren Körpergeruch ein und legte beide Hände auf ihre Schultern. Das mußte ich einfach tun, ich stand wie unter einem inneren Zwang.

Der Propeller schräg über mir verteilte die Luft und wehte sie mir gegen das Haar und den Nacken. »Evangeline«, sagte ich leise.

»Was ist mit Bill Conolly? Sie sollten reden. Es ist besser für uns alle. Sagen Sie, was geschehen ist.«

»Ich weiß es nicht.«

»Doch, Sie wissen es. Was ist mit meinem Freund Bill Conolly? Er war bei Ihnen, doch jetzt ist er verschwunden, denn er hat sich bei mir nicht mehr gemeldet.«

»Ich bin nicht sein Hüter.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Aber Sie könnten durchaus wissen, wo er

hingegangen ist.«

»Nein, ich weiß nichts.« Sie verkrampfte sich noch mehr.

»Außerdem möchte ich, daß Sie gehen.«

»Gleich. Erst will ich wissen, was mit meinem Freund geschehen ist. Sein Verschwinden ist nicht normal.«

Evangeline atmete tief ein. »Manchmal sollen wir Menschen Rücksicht auf Kräfte nehmen, die woanders lauern. Wir können sie nicht zähmen. Sie sind vorhanden, und wir haben uns damit abzufinden. Das müssen Sie mir glauben. Keiner kann sich gegen sein Schicksal stemmen. Sie nicht, ich nicht, Bill auch nicht.«

»Wo ist er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Gut.« Ich nahm meine Hände von ihren Schultern. »Dann sagen Sie mir wenigstens, wo ich ihn finden kann. Ich meine, wo ist er abgestiegen, wenn er nicht gerade bei Ihnen gewohnt hat?«

»In einem Hotel.«

»Das hätte ich mir denken können. Ich möchte gern den Namen erfahren.«

»Ich kenne ihn nicht, aber ich gebe Ihnen einen Rat, John. Verlassen Sie die Stadt und vergessen Sie Ihren Freund. Behalten Sie ihn so in Erinnerung, wie Sie ihn kennen.«

»Moment mal, das hört sich an, als sei er tot!« Meine Stimme hatte einen scharfen Klang bekommen.

»Tot?« wiederholte sie und streckte den linken Arm in die Höhe, dem Propeller entgegen. »Es gibt Menschen, die leben zwar, sind aber so gut wie tot, weil sie sich in Dinge eingemischt haben, die einfach zu hoch für sie sind.«

»Das gilt auch für Bill?«

»Habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt?«

Das hatte sie, aber sie hatte es auch geschafft, mich sauer werden zu lassen. Bisher hatte ich viel Rücksicht auf sie genommen, das änderte sich schlagartig.

Bevor sie sich versah, hatte ich sie herumgewirbelt, so daß sie mich anschauen mußte. Unsere Gesichter befanden sich nur eine Handbreit entfernt. Ihres hatte einen anderen Ausdruck bekommen.

Es war starr, aber gleichzeitig verzerrt. Evangeline hatte den Mund halb geöffnet, sie atmete scharf und ätzend.

»Was ist mit Bill? Was ist mit Ihnen?«

»Gehhh…!«

Ich schrak zusammen, als sie das Wort sprach. Es war mir unter die Haut gegangen, denn sie hatte mit einer Stimme gesprochen, die nicht die ihre gewesen war.

Ein Mann, eine Frau? Steckte ein anderes Wesen in ihr, das ihr diese Stimme geliehen hatte?

»Evangeline…«

»Geh weg!« Wieder sprach aus ihr die andere Stimme. Dann streckte sie den rechten Arm aus und preßte ihre Handfläche gegen meine Brust. »Ich will dich nicht sehen.«

»Wer bist du?«

Aus ihrem Mund drang ein tiefes Knurren. Die Augen veränderten sich ebenfalls. Sie rollten unkontrolliert in den Augenhöhlen, als würden bestimmte Kräfte auf sie einwirken.

Etwas wirbelte meine Haare hoch.

Es war der Luftzug des Propellers, dessen Flügel sich rasend schnell drehten.

Ein rascher Blick gegen die Decke zeigte mir dies, aber ich sah auch etwas anderes.

Innerhalb des Kreises, den der Propeller »schuf«, zeichnete sich etwas ab.

Ein Gesicht…

Eine Fratze wie ein schnell zirkulierender Nebelstreif, die Macht über den Propeller bekommen hatte, der plötzlich auseinanderflog, wobei seine drei Flügel zu gefährlichen Mordwaffen wurden…

***

Es war wie in einem Alptraum, der blitzschnell und überraschend über mich gekommen war.

In Sekundenschnelle befanden wir uns beide in höchster Todesgefahr, denn die Propeller waren an ihren Kanten scharf wie Messer.

Ich hatte die Fratze innerhalb des Kreises gesehen und wußte, daß der Propeller auch von magischen Kräften geleitet wurde.

Evangeline stand da, ohne sich zu rühren. Sie schien in Schrecken erstarrt zu sein. Es war mir gelungen, noch einen letzten Blick auf sie zu werfen. Sie hatte sich verändert, war nicht mehr sie selbst, da lebten zwei Personen in ihr, verschiedene Ichs, wie ich annahm.

Hatte Bill nicht davon gesprochen, daß Evangeline wiedergeboren war?

Mein Gedankenfaden riß, als ich mich bewegte und mit einem gewaltigen Satz auf sie zuhechtete. Evangeline tat nichts, um zu verschwinden. Sie blieb auch dann starr, als ich sie packte und zu Boden schleuderte. Wir schlugen beide hart auf. Ich rollte mich mit ihr im Klammergriff herum, so daß es mir gelang, gegen die Decke zu schauen.

Möglicherweise wäre mir die Zeit, Evangeline zu retten, gar nicht geblieben, die einzelnen Propellerblätter hatten sich zwar gelöst, sie blieben dennoch in ihrer Haltung, als würden sie von irgendeiner geistigen Kraft geführt.

Das Gesicht sah ich nicht mehr. Dafür jagten die Blätter wenig später

wie Mordwaffen in verschiedene Richtungen davon.

Sie wirbelten wie scharfe Schwerter durch die Luft. Jetzt konnten wir nur noch beten, nicht erwischt zu werden.

Das Mädchen lag unter mir. Ich beobachtete die Blätter. Eines jagte genau auf einen Korbstuhl zu. Wie scharf die Propellerkante war, erlebte ich in der nächsten Sekunde.

Sie hieb die Rückenlehne glatt durch. Es war ein Treffer, wie mit der Machete geführt.

Der zweite Flügel wuchtete gegen den dünnen Maschendraht. So hart und wuchtig, daß er ihn zunächst nach außen bog und ihn dann tatsächlich durchtrennte.

Fetzen wirbelten nach draußen, und dicht an der Lücke vorbei wirbelte der dritte Flügel.

Evangeline und ich hatten uns so klein wie möglich gemacht. Ich spürte noch den Luftzug, als er dicht an meinem Kopf vorbeistrich.

Dann hämmerte das Mordinstrument nur eine halbe Armlänge von uns entfernt in die Holzbohlen, wo es schräg steckenblieb, noch nachvibrierte und schließlich zur Ruhe kam.

Auch wir rührten uns nicht mehr. An der Decke sah ich den Stumpf ohne die Flügel. Unter mir atmete Evangeline heftig, fast schluchzend. In ihren Körper kehrte die Energie zurück. Ich merkte es daran, daß sie mich wegschieben wollte.

Ich stemmte mich von allein hoch und befand mich noch in der Bewegung, als ich ihr meinen Arm entgegenstreckte und sie auf die Beine zerrte. Sie blieb stehen, starrte mich an, schielte hoch zur Decke und wischte mit beiden Handflächen durch ihr Gesicht, wo sie den Schweiß abputzte. Dann räusperte sie sich.

»Das war knapp«, sagte ich.

Das Mädchen ging einen kleinen Schritt zurück. Der Mund bewegte sich zuckend. »Geh«, sagte Evangeline. »Du mußt weggehen, sonst kommt das Grauen über uns.«

Ich hob die Schultern. »Das Grauen war bereits da, Evangeline, verlaß dich drauf.«

Sie sah grau aus, war durcheinander. Ich hatte das Gefühl, in ein fremdes Gesicht zu schauen. Das war nicht mehr sie allein, da steckte etwas in ihr, der Teil einer anderen Person, wie ein Schatten, der sich über ihre Seele gelegt hatte.

»Evangeline«, sprach ich sie an. »Evangeline, hörst du mich?«

Bestimmt hörte sie mich, nur reagierte sie nicht. Sie redete mit der fremden Stimme: »Geh endlich weg! Hau ab, verschwinde! Ich will dich nicht mehr sehen.«

Das war nicht mehr sie, das war eine Fremde, die aus ihr sprach.

Vielleicht die Person, die in ihr wiedergeboren war.

»Wer bist du, Evangeline?«

Sie schüttelte den Kopf und drehte sich um. Ich schaute auf ihren Rücken, wo sich die Schulterblätter unter heftigen Atemzügen bewegten. »Ich bin der Tod!« erklärte sie mit einer dumpfen Stimme.

»Ich bringe euch Männern den Tod. Laßt die Finger von mir! Laß sie von mir, sonst wird er euch alle umbringen!«

»Wer?«

»Mein Herr!«

»Du hast einen Herrn? Bist du eine Magd?«

»Ich gehöre ihm.«

»Wem?«

»Lossardo.«

Ich konnte mit dem Namen nichts anfangen, dachte aber darüber nach, ob ich ihn innerhalb des Dämonenreigens, den ich kannte, schon gehört hatte.

Der Name war mir noch nie begegnet.

»Wer ist Lossardo?«

»Er hat mich gekauft«, erzählte sie stockend. »Er hat mich als Kind zu sich genommen. Jetzt gehöre ich ihm. Er ist mein Herr, ich bin seine Sklavin. Lossardo ist mächtig. Alle haben Furcht vor ihm, auch die Polizei kann gegen ihn nicht ankommen. Er ist der große Führer, ihm gehören die Sümpfe, er kontrolliert sie.«

»Kennt mein Freund Bill Conolly ihn?«

Evangeline nickte.

Ich trat auf sie zu. An der Schulter zog ich sie herum. Sie schrie wütend auf. »Rühr mich nicht an!«

Ich packte ihre Handgelenke und hielt sie eisern fest. »Wie gut kennt er ihn?«

»Sie haben sich getroffen.«

»Und dann?«

»Jeder von Lossardos Feinden ist dem Tod geweiht. Es gibt kein Entrinnen. Du hast noch Glück, wenn du verschwindest und dich in ein Flugzeug setzt. Wenn nicht, wirst du sterben. Willst du das?« schrie sie mich an. »Willst du wirklich sterben?«

»Bestimmt nicht, aber ich will meinen Freund zurückhaben!«

»Vergiß ihn!« fuhr sie mich an. Ihr Speichel sprühte in mein Gesicht. »Vergiß ihn einfach.«

»Nein, das werde ich nicht. Aber ich will auch von dir wissen, Evangeline, wer du bist?«

»Ich bin ein Monster!«

»So siehst du nicht aus!«

»Trotzdem bin ich ein Monster. Ich bin nur Schale, im Innern steckt etwas Besonderes, Sinclair. Verlasse dieses Haus, oder es wird dir schlecht ergehen…« Mit einer ruckartigen Bewegung befreite sie sich aus meinem Griff. Bevor ich nachfassen konnte, hatte sie sich

herumgedreht und rannte in einen Nebenraum.

Ich zögerte mit einer Verfolgung, hörte das Schlagen einer Tür und die hastigen Schritte von draußen.

Nein, es hatte keinen Sinn, hinter der Kreolin herzurennen. Sie kannte diese Gegend besser. Ich wollte meine Zeit nicht damit vergeuden, sie durch den Sumpf zu hetzen.

Dennoch hatte mir der Besuch einiges gebracht. Ich wußte jetzt, daß hier gewisse Dinge im argen lagen. Einiges stimmte nicht.

Evangeline Cortland war magisch beeinflußt, von wem auch immer.

In ihr schienen zwei Seelen zu existieren.

Ich runzelte die Stirn, als ich über einen gewissen Namen nachdachte, den ich ebenfalls erfahren hatte.

Lossardo!

Wer war er? Evangeline hatte mir erklärt, daß er sie gekauft hatte.

Der Sklavenhandel war offiziell abgeschafft worden, aber im verborgenen blühte er weiter, und er hatte einen anderen Namen bekommen.

Menschenhandel. Einen Handel mit billigen Arbeitskräften, die irgendwelche Leute aus den lateinamerikanischen Ländern in die Staaten schafften und dafür hohe Provisionssummen kassierten.

Sollten Bill und ich auf einen solchen Ring gestoßen sein? Wenn ja, dann hatten wir uns auf ein gefährliches Pflaster begeben.

Ich setzte diese Tatsache zunächst einmal hinten an, denn mein Freund Bill war mir wichtiger. Ihn mußte ich einfach finden, auch ohne die Hilfe des Mädchens.

Wahrscheinlich führte der Weg zu ihm über Lossardo. Also mußte ich ihn mir holen.

Der Gedanke daran bereitete mir alles, nur kein Vergnügen. Ich verließ das Haus und spürte das kalte Gefühl im Nacken. So etwas wie eine Vorwarnung. Sich mit einem einheimischen Gangsterfürsten anzulegen, war für einen Fremden lebensgefährlich.

Mein Wagen briet in der Sonne. Noch immer ließ sich kein Mensch blicken. Die alten Bruchbuden kamen mir vor, als wären sie von ihren Bewohnern verlassen worden.

Ich stieg ein, wendete, ließ eine Staubfahne zurück und nahm den gleichen Weg, den ich gekommen war. Diesmal kamen mir die grünen Wände rechts und links noch düsterer und gefährlicher vor. Mit den Blicken tastete ich sie ab, immer darauf bedacht und damit rechnend, daß ich plötzlich angegriffen wurde.

Nur Tiere huschten über den Weg, Menschen sah ich nicht.

Vielleicht verbargen sie sich innerhalb der grünen Mauern, wenn ja, dann verschwammen ihre Gesichter mit den Blättern, so daß sie nicht zu sehen waren. Die Straße, die mich nach Baton Rouge brachte, war nicht mehr so leer. Hin und wieder überholten mich Fahrzeuge, die

bei uns auf dem Schrottplatz gelandet wären. Ich dachte natürlich darüber nach, wie ich weiterhin vorgehen mußte, und kam zu dem Entschluß, daß ich es allein nicht schaffte. Ich brauchte Hilfe.

Da gab es in meiner Lage nur einen, den ich um Rat fragen konnte. Den Mann, der mich am Flughafen abgeholt hatte. Slim Tucker hatte sich selbst als eine Art von Sheriff bezeichnet, vielleicht wußte er mehr über Lossardo.

Glücklicherweise hatte er mir beim Abschied seine Karte hinterlassen. Ich fand sie und stoppte nahe einer Telefonzelle.

Von dort rief ich an. Es dauerte eine Zeit, bis ich Slim Tucker an der Strippe hatte. Seine Stimme klang ungnädig. Ich konnte ihn mir genau vorstellen. Verschwitzt, sauer, vielleicht auch wütend.

»Ach Sie sind es, Sinclair.«

»Ja, ich.«

»Haben Sie schon aufgegeben?«

»Im Gegenteil, ich fange erst an.«

»Und wo, bitte?«

»Mir ist ein Name untergekommen. Er könnte die Spur zu meinem Freund sein. Kennen Sie Lossardo?«

Ich hörte erst einmal nichts. Nicht einmal ein Schnaufen, Ächzen oder Räuspern. »Ist was, Tucker?«

»Sinclair, Sie sind lebensmüde!«

»Wieso?« erkundigte ich mich scheinheilig.

Er lachte breit. »Wissen Sie eigentlich, auf was Sie sich da eingelassen haben? Kennen Sie Lossardo? Wissen Sie, wer er ist?«

»Nein.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

»Klären Sie mich auf.« Ich hätte am liebsten die Zelle verlassen.

Im Innern war es heiß wie in einem Bratofen, und mir rann der Schweiß den Rücken runter. Er lief dort in kalten Bahnen vom Nacken her weiter.

»Lossardo ist der King. Der ist knallhart. Der macht Sie um. Der hat hier das Sagen.«

»In Ihrer Stadt?«

»Auch. Er regiert die Subkultur, die Sümpfe. Das alles gehört ihm, dort lebt er in einem Hausboot. Sinclair, wenn Sie niemals einen Rat angenommen haben, ändern Sie Ihre Meinung. Setzen Sie sich in den nächsten Flieger! Lossardo ist nicht eine Nummer, er ist gleich zehn Nummern zu groß für Sie.«

»Auch für Sie?«

»Ja, verflucht, auch für uns. Wir wissen viel über ihn, aber wir können ihm nichts beweisen. Der ist schnell und wendig wie eine Sumpfschlange, taucht unter, wann immer er will und…«

»Danke, ich habe verstanden!«

»Wann fliegen Sie?«

»Das kann ich Ihnen sagen, Tucker. Ich fliege, wenn ich meinen Freund gefunden habe.«

»Und der hat sich mit Lossardo angelegt?«

»Ich weiß es nicht genau. Es deutet einiges darauf hin. Jedenfalls bedanke ich mich.«

»Ja, schönen Tod noch.«

»Keine Ursache. Mal etwas anderes. Können Sie vielleicht herausfinden, in welch einem Hotel mein Freund abgestiegen ist?«

»Das dauert…«

»Na und?«

»So lange werden Sie nicht mehr leben, Sinclair. Glauben Sie mir, es ist verdammt hart.«

»Schon gut.« Ich hängte auf, war sauer, wütend und gleichzeitig auch verschwitzt. Kopfschüttelnd verließ ich die Zelle. Was man mir über Lossardo gesagt hatte, klang nicht gut. Mich ärgerte nur, daß ausgerechnet ein Polizeibeamter den Bericht gegeben hatte. Dieser Mann mußte eigentlich darauf bedacht sein, Lossardo zu fangen.

Das war er aber nicht, und mich ärgerte es, wenn Menschen, die auf der Seite des Gesetzes standen, sich von einem Gangsterfürsten wie Lossardo so einmachen ließen.

Nun ja, Baton war möglicherweise anders. Diese Stadt konnte ich mit London nicht vergleichen.

Ich verließ die heiße Zelle und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Es nutzte kaum etwas, die Sonne trieb mir erneut das Wasser aus den Poren. Zudem verspürte ich rasenden Durst. Bevor ich mich auf die Suche nach Lossardo begab, mußte ich etwas trinken.

Nur – wo sollte ich ihn finden? Die Spur, die zum Hausboot führte, war schon gut. Sicherlich wußte man, wo sich das Boot befand. Eine Dollarnote würde einigen Menschen bestimmt den Mund öffnen. Einfacher hätte ich es über das Mädchen haben können, doch Evangeline schien nicht auf meiner Seite zu stehen.

Außerdem gehörte sie Lossardo. Ich starrte in den gleißenden Sonnenball, als würde er mir die Antwort geben. Meine dunkle Brille hatte ich aufgesetzt. Vor mir befand sich eine breite Straße, auf der Wagen vorbeizischten.

Alles war so anders, so fremd für mich. Als ich daran dachte, was ich mir vorgenommen hatte, wurde mir doch ein wenig schummerig zumute. Andererseits durfte ich nicht aufgeben, das war ich meinem Freund einfach schuldig, der sich in einer verdammten Lage befand.

Und nicht nur für ihn mußte ich kämpfen, auch für seine Familie, die mir persönlich ebenfalls viel bedeutete…

***

Bill Conolly gehörte zu den Menschen, die sich in zahlreichen Städten der Welt auskannten. Man konnte ihn mit gutem Gewissen als Globetrotter bezeichnen. Leider gehörte Baton Rouge nicht zu den Orten und vor allen Dingen deren Altstadt nicht, die dort errichtet worden war, wo der Sumpf sich ausgebreitet hatte.

Seine Verfolger hatten es da besser. Sie kannten jeden Winkel und jedes Schlupfloch.

Aus der verqualmten Düsternis der Kneipe sprang Bill Conolly in das helle Sonnenlicht, das ihn blendete. Er hatte die Beutewaffe mitgenommen, die vor dem Lokal hockenden Menschen sahen die Schrotflinte und erwachten aus ihrer Lethargie.

Plötzlich kam Leben in sie. Sie sprangen hoch, einige verschwanden wie Ratten in ihren Löchern, andere hechteten zu Boden, weil sie damit rechneten, daß Bill schießen würde.

Das tat der Reporter natürlich nicht. Da er so rasch wie möglich wegwollte, jagte er mit großen Sätzen quer über die Fahrbahn auf die gegenüberliegende Seite zu, wo er sich in den Schatten der Hausfront drückte und zurückschaute.

Soeben erschien im offenen Eingang der Pockennarbige. Er brüllte mit einer sich überschlagenden Stimme die entsprechenden Befehle und trieb die Leute zur Menschenjagd an. Bill verstand einige Male den Namen Lossardo, was ihm überhaupt nicht schmeckte. Wenn dieser Gangsterfürst mit ins Spiel kam, würde die halbe Stadt auf ihn hören.

Wohin?

Bill schaute sich um. Das Haus, vor dem er stand, war kein normales Wohnhaus, es erinnerte ihn an ein billiges Hotel, mehr schon eine Absteige der unteren Sorte.

Mit einem Sprung erreichte Bill den Eingang. Ob ihn der Pockennarbige gesehen hatte, wußte er nicht, jedenfalls war er weg von der Straße und lief durch einen Flur, an dessen Ende sich die Rezeption befand, wo ein Neger in weißer Hose und rotem Hemd ihn anstarrte wie einen bösen Geist.

Bill richtete die Mündung der Waffe auf ihn, der Mann hob die Arme und hörte Bills Frage: »Wo geht es hier nach draußen?«

»Weiter… weiter …« Er deutete nach links.

»Danke.«

Bill rannte los. Er öffnete eine Tür, erreichte einen schmalen Flur, in dem es nach Essen stank, und jagte durch eine zweite Tür wieder ins Freie.

Stickige Luft umfing ihn, erfüllt vom Summen der Fliegen. Bill befand sich auf einem Hinterhof, wo Lebensmittel in große Abfalltonnen gekippt worden waren und eine Beute für Insekten und Ratten wurden. Gegenüber sah Bill zahlreiche Bäume, zwischen denen

Unterholz wuchs, und er nahm auch den Geruch eines stinkenden Kanalwassers wahr. Der Hinterhof grenzte an diesen Kanal, und es gab keine Mauer, die eine Trennung bildete.

Bill sah die festgetäuten Boote. Er konnte sich ein Fluchtfahrzeug aussuchen und entschied sich für ein Motorboot, in dem ein Mann hockte und ins Wasser starrte.

Er hatte Bill noch nicht gesehen. Möglicherweise war er auch eingeschlafen.

Erst als Bill vom Rand in das Boot hineinsprang und es heftig schaukeln ließ, schreckte der Mann hoch. Bill war überrascht, einen Weißen vor sich zu sehen, wenn dessen Haut auch verbrannt war.

Der Mann starrte in die Mündung.

»Tut mir leid«, sagte Bill, »aber ich muß mir Ihren Kahn mal ausleihen.«

»Wieso? Sind dir die Bullen im Nacken?«

»So ungefähr.«

»Dann hau ab.«

Begeistert war der Mann von der Polizei nicht. Er warf Bill den Zündschlüssel zu, und der Reporter gab ihm einen kleinen Schein als Entschädigung. »Bring es trotzdem zurück!«

»Werde ich machen.«

Bill drehte den Schlüssel. Er betete, daß der Motor sofort ansprang, und hatte Glück. Das satte Geräusch war Musik in seinen Ohren. Sekunden später startete er, hinterließ eine schaumige Heckwelle und hörte hinter sich das Geschrei.

Er drehte sich um, eine Hand am Steuer, in der anderen die Schrotflinte haltend.

Der Pockennarbige hatte eine Meute zusammenbekommen. Er hockte am Rand und zielte mit einem Revolver auf Bill. Mochte der Satan wissen, woher er ihn hatte.

Die Waffe wummerte, als er schoß. Bill zog den Kopf ein. Für eine Schrotflinte war die Entfernung zu groß, er konnte nur hoffen, daß keine lebenswichtigen Teile bei ihm und dem Boot getroffen wurden.

Viermal feuerte der Mann.

Drei Kugeln patschten in den Kanal. Wie eine wütende Hornisse sirrte die vierte an Bills Kopf vorbei und durchschlug die Scheibe.

Dann war er weg. Zwar hörte er noch einen Schuß, doch die Entfernung war mittlerweile zu groß geworden. Der Reporter atmete auf. Zum erstenmal überkam ihn das Gefühl, es schaffen zu können, auch wenn er zugeben mußte, viel Glück gehabt zu haben.

Der Kanal, durch den er fuhr, war eng. Begegneten sich zwei Boote, wurde es noch schmaler, da mußte man schon ein Könner sein, um eine Kollision zu vermeiden.

Über dem Wasser lag eine schwere Luft. Bill kam es vor, als würde er

sie trinken, nicht einatmen. Sie war auch ungewöhnlich stickig. Insekten umtanzten ihn, die Sonne brannte erbarmungslos, auf Bills Rücken zeigte der Jackenstoff große, nasse Schweißflecken.

Wohin ihn der Kanal führte, wußte er auch nicht. So rasch wie möglich pflügte er durch das von Algen dunkelgrün gefärbte Wasser, hatte sich jetzt auch an die Enge gewöhnt und wich entgegenkommenden Booten geschickter aus. Über dem Wasser lag ein leichter Dunst. Die Sonne verdampfte laufend die Flüssigkeit und trieb den Dunst auch fahnengleich in den nahen Dschungel an der rechten Seite, der bald zurücktrat, als wäre ein riesiges Loch hineingeschlagen worden. Dafür sah Bill eine schmale Brücke über den Kanal, und an der rechten Seite erschienen die ersten Häuser. Nahe des Kanals parkten sogar Autos. Eine kleine Bucht war in das Gelände geschlagen worden, wo auch Boote anlegen konnten.

Drei dümpelten auf den Wellen. Bill stellte seines dazu. Mit der Backbordseite rutschte er an der Kaimauer entlang. Er hatte auch eine Leine gefunden und schleuderte sie über den Poller. Halbwüchsige beobachteten ihn. Einer zurrte die Leine fest. Bill bedankte sich, sah, daß der Junge große, angstweite Augen bekam, und ihm fiel ein, daß er noch immer bewaffnet war.

»Sorry«, sagte er und huschte weiter.

Gassen taten sich vor ihm auf. Dahinter mußte eine Straße herführen, denn Bill hörte Verkehrslärm. Das Hupen der dort fahrenden Autos war Musik in seinen Ohren.

Er lief durch eine der Gassen, die durch parkende Fahrzeuge noch enger gemacht worden war, gelangte auf einen kleinen Platz, sah dahinter die Straße, die von Bäumen gesäumt wurde, deren Kronen glücklicherweise Schatten gaben.

Mit der Schrotflinte erregte Bill einfach zuviel Aufsehen. Er suchte nach einer Möglichkeit, die Waffe zu verstauen. Er drückte sie unter sein Jackett und klemmte den Kolben mit der Achselhöhle fest. So war die Waffe auf den ersten Blick nicht zu sehen.

Erst jetzt überkam Bill das Zittern. Er hatte ein wahnsinniges Glück gehabt. Wäre er nicht in das Haus gelaufen und hätte den Kanal nicht gefunden, hätte ihn die Meute fertiggemacht. Allein der Name Lossardo sorgte dafür.

Im Schatten eines hohen Baumes und nicht weit von einem Eisverkäufer entfernt, blieb Bill stehen, um nachzudenken, wie er am besten vorgehen sollte. Mehrere Kinder mit selbstgebastelten Skateboards huschten an ihm vorbei. – Bill dachte daran, sich ein Taxi zu nehmen.

Er wollte zurück zum Hotel, und er spürte auch, daß etwas in seinem Innern verblaßte.

Es war der Gedanke an die Kreolin.

Sie hatte ihn tagelang gefangengehalten, nun aber war es um sein Leben gegangen, da erwachte ein anderer Trieb in ihm, der reine Überlebenswille, aber er gab auch zu, daß er allein auf verlorenem Posten stand. Bill benötigte Hilfe.

In Baston Rouge kannte er nur Menschen, die ihm ans Leben wollten. Hilfe mußte von außen kommen, aus London, von John Sinclair. Wenn John erfuhr, daß es ihm schlecht ging, würde er sich in den nächsten Flieger setzen. Der Fall lief sowieso in eine magische Richtung, das war etwas für den Geisterjäger.

Killer und Dämonen hatten sich in dieser verdammten Stadt miteinander verbunden.

In London bekam Bill schnell ein Taxi, hier blickte er auf den Strom der Fahrzeuge, doch Taxen waren selten. Wenn eines vorbeifuhr, war es zumeist besetzt.

Bill ging die paar Schritte bis zum Eisverkäufer. Der noch junge Mann trug ein weißes T-Shirt mit dem Aufdruck einer bekannten amerikanischen Uni.

»Welche…?«

»Nur eine Frage.«

»Und?«

»Wo finde ich hier ein Taxi?«

»Gehen Sie die Straße weiter. Auf der rechten Seite sehen Sie dann ein Restaurant, ziemlich teurer Schuppen. Davor warten immer Wagen.«

»Danke.«

»Kein Eis, Mister?«

»Iß es selbst.« Bill gab ihm einen halben Dollar.

»Ich mag das Zeug auch nicht.«

Bill grinste und ging die beschriebene Strecke. In der Hitze waren nur wenige Menschen unterwegs. Außerdem wehte dem Reporter der Benzingestank entgegen. Das Zeug zog einfach nicht ab, weil es zu windstill war. Er fand das Restaurant, hinter dessen Fenstern die Gäste im Kühlen saßen und tafelten.

Zwei Wagen standen vor dem Gebäude.

»Sind Sie frei?« fragte Bill einen Fahrer, der sein Magazin sinken ließ.

Der Mann nickte. »Wohin?«

Bill nannte die Anschrift seines Hotels und ließ sich in den Fond fallen. Die Waffe hielt er nach wie vor versteckt. Es konnte sein, daß er sie noch brauchen würde…

***

Die sumpfige Tropenlandschaft hatte sie umfangen wie sichere Arme. Sie war aus dem Haus gelaufen und hielt sich an einem Ort verborgen, der für einen Fremden nur schwer zu finden war. Ihr Atem ging

keuchend und stoßweise, Schweiß bedeckte ihr Gesicht. Sie befand sich in Aufruhr und hatte das Gefühl, als würde ständig eine fremde Stimme zu ihr sprechen.

Evangeline Cortland setzte sich nieder. Das weiche Moos hatte sich mit warmem Wasser vollgesaugt. Über ihr bildeten die Kronen der Bäume ein Dach, das nur wenig Sonnenlicht durchließ. Trotzdem war es darunter heiß und stickig.

Das Auftauchen des Fremden hatte Evangeline mehr als irritiert.

Nie hätte sie damit gerechnet, daß Bill Conolly nicht allein gekommen war. Er hatte noch einen Freund mitgebracht, und wenn sie an ihn dachte, rann ein Schauer über ihren Rücken.

Keine Reaktion der Angst, nein, sie fürchtete sich nicht vor dieser Person, die auf sie einen sehr entschlossenen Eindruck gemacht hatte. Da konnten sie ihn warnen, er würde auf ihre Worte nicht hören. Dieser Mann gehörte zu einer Sorte Mensch, die unbeirrbar ihren Weg ging und sich durch nichts aufhalten ließ.

Sie dachte auch an Lossardo. Ihr Verhältnis zu ihm war gespalten.

Einerseits bewunderte sie diesen Mann, der eine ungeheure Macht besaß, zum anderen widerte er sie an. Seine Kälte und seine Brutalität trieben ihr Schauer der Furcht über den Körper. Er war oft gnadenlos zu denen, die ihm gehörten, und das Mädchen zählte leider dazu.

In der letzten Zeit hatte er sich besonders intensiv um sie gekümmert und ihr sogar erklärt, daß er ein Kind von ihr haben wollte.

Der Gedanke daran erschreckte sie, doch wenn sie dadurch überleben konnte, würde sie sich nicht dagegen wehren.

Evangeline trug keine Uhr, deshalb wußte sie auch nicht, wieviel Zeit vergangen war. Sie konnte sich allerdings nicht vorstellen, daß Sinclair geblieben war. Sie riskierte es und verließ ihr Versteck. Sie schob die Zweige zurück, die ihr Deckung gegeben hatten. Als sie die Pflanzen berührte, kamen sie ihr klebrig vor.

Sie fand den schmalen, mit Unkraut überwucherten Weg, tanzte selbst wie ein Falter durch die grünhellen Lichtreflexe und sah schon bald die Umrisse der Häuser, die den Platz als Halbkreis umsäumten.

Der Wagen war nicht mehr zu sehen. Evangeline ging die letzten Schritte.

Aus einem offenen Fenster wurde sie angesprochen. »Er ist nicht mehr da«, sagte eine Frau. »Ich habe ihn wegfahren sehen.«

»Danke.«

»Wer war denn dieser Weiße?«

Evangeline hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau.«

Die dicke Negermammy grinste breit. »Kind, du lügst. Du willst es mir nur nicht sagen.«

»Laß mich in Ruhe.«

Die Frau streckte der Kreolin ihren Arm entgegen. »Ich habe Krach

aus deinem Haus gehört. Wollte er was von dir?«

Evangeline riß sich los und lief die letzten Schritte. Sie betrat das Haus von der Rückseite. Neben der Hintertür standen blau angestrichene Tonnen, die das Regenwasser auffingen. Zur Hälfte waren sie mit der Brühe gefüllt. Über der Oberfläche tanzten zahlreiche Mücken.

Mit leisen Schritten betrat sie das Haus. Das Holz der Dielen bog sich unter ihrem Gewicht.

Bereits nach drei Schritten wußte sie Bescheid. Der Fremde hatte das Haus tatsächlich verlassen, sie hätte ihn sonst gespürt, doch ihr Gefühl sagte ihr, daß er verschwunden war.

Evangeline ging in das Zimmer, wo sie mit dem Mann geredet hatte. Sofort fiel ihr Blick hoch zur Decke, wo die Flügel des Propellers abgerissen worden waren. Nur mehr der Stumpf wies schräg nach unten. Außer ihr befand sich niemand im Haus, was Evangeline überhaupt nicht gefiel. Sie fror plötzlich. Es war ein Gefühl, das mehr von innen kam, und sie hatte auch vor bestimmten Dingen Furcht.

Besonders vor Lossardo!

Ihr war klar, daß ihm der Besuch des Fremden nicht verborgen bleiben würde. Lossardo galt als Herr der Sümpfe, der hatte seine Augen überall. Augen anderer Menschen, die in seinen Diensten standen und für ihn spitzelten.

Eine zweite Tatsache bereitete der jungen Kreolin ebenfalls Furcht. Sie wußte, daß sie wiedergeboren war, und sie wußte auch, daß sie in ihrem anderen Leben etwas Besonderes gewesen war.

Eine Person, die einfach nicht in die normale Regel hineinpaßte. In ihr war das Wissen immer stärker geworden, ohne allerdings zu einem endgültigen Durchbruch zu gelangen. Jedenfalls hatte sie auf der schwarzmagischen Seite gestanden. Einige dieser Kräfte waren auf sie übergegangen. Kurz bevor der Propeller zerplatzte, hatte sie ein Gesicht gesehen, ihr zweites Ich, ein Zeichen des Bösen, und sie wußte nun auch, daß es ihre Kräfte gewesen waren, die den Propeller zerstört hatten. Unter dem großen Druck waren sie freigeworden. Wenn sie ehrlich war, fürchtete sie sich davor.

Evangeline verließ das Zimmer und betrat einen anderen Raum.

Es war ihr Schlafzimmer. Dort stand das Bett, ein schmaler Schrank, eine Schüssel mit Wasser.

Sie tunkte beide Hände hinein und schleuderte sich die Flüssigkeit ins Gesicht, die durch das lange Stehen in der drückenden Wärme lauwarm geworden war.

Als sie das Bett sah, merkte sie, wie schwer ihre Beine geworden waren.

Evangeline fühlte sich müde und ausgelaugt. Sie trat auf das Bett zu, setzte sich und ließ sich nach hinten fallen. Ihr Kleid war beschmutzt

worden, zeigte am Rocksaum dunkle Flecken, was sie nicht weiter störte. Wichtig war, daß sie sich erholte.

Evangeline wußte genau, daß einiges auf sie zukommen würde.

Gefährliche Dinge, denn die Fremden hatten etwas in Bewegung gebracht, das Lossardo einfach nicht hinnehmen konnte. Er war ein Mensch, der sich nicht stören ließ und mit seinen Feinden zumeist kurzen Prozeß machte. Viele seiner Gegner hatten in den Sümpfen ihr Grab gefunden und waren nie mehr entdeckt worden.

Wer fragte zudem nach einem Einwanderer aus den armen Ländern? Um die Rechtlosen kümmerten sich nur wenige.

Evangeline lag auf dem Rücken. Sie schaute gegen die Decke und auch mal auf das Fenster, vor dem eine Jalousie die Lichtstrahlen »siebte«.

Ein Licht, das schläfrig machte, und es dauerte nicht lange, bis dem Mädchen die Augen zufielen. Sie schlief ein, träumte Schreckliches und sah sich in einer sargähnlichen Kiste liegen, die sie von innen nicht öffnen konnte. Allmählich wurde ihr die Luft knapp, und sie hatte das Gefühl, ersticken zu müssen.

Immer heftiger atmete sie ein, ohne jedoch mehr Sauerstoff zu bekommen.

Noch ein letzter Atemzug, der abgewürgt wurde. Ihr Schrei beim plötzlichen Erwachen klang dumpf, und sie hörte die Stimme, wobei sie gleichzeitig den Druck auf ihrem Mund spürte.

Jemand hatte ihr eine Hand auf die Lippen gelegt. »Endlich bist du wach, Süße.«

Sie schlug die Augen auf.

Vor ihr stand ihr Herr und Meister. Er hatte die Hand von ihrem Mund genommen und starrte mit hölzern wirkendem Gesicht auf sie nieder. Was er dachte, war nicht zu erkennen, weil seine Augen gefühllosen, dunklen Steinen glichen.

Evangeline rang nach Atem. Ihr Herz schlug schneller als normal.

»Du… du hast mich erschreckt.«

Lossardo grinste kalt, als er ihr seine Hand entgegenstreckte.

»Komm«, sagte er.

»Wo… wohin?«

»Ich will mit dir reden.«

Sie ließ sich hochziehen, schaute ihn an und sah auch den Panther, der hinter ihm im offenen Rechteck der Tür stand und lauerte.

Etwas floß über ihren Rücken. An dieses Tier würde sie sich nie gewöhnen können.

Evangeline folgte Lossardo willenlos in den Raum, wo sie mit Sinclair gesprochen hatte.

Lossardo war nicht allein gekommen. Er hatte zwei seiner Leute mitgebracht. Gefährliche Männer, zweibeinige Haie oder Tiger, die

keine Rücksicht anderen gegenüber kannten und ihrem Boß in puncto Brutalität in nichts nachstanden.
Sie hielten sich nahe der Tür auf und kauten gelangweilt auf Strohhalmen. Unter ihren Jacken hatten sie ihre Waffen verborgen.
Lossardo ließ das Mädchen los und stieß es gleichzeitig von sich.
Evangeline fiel direkt in einen der Korbsessel. Es war der heil gebliebene. Lossardo setzte sich auf den Tisch, der Panther schmiegte sich gegen sein Bein, öffnete das Maul, räkelte sich und blieb auf der Seite liegen. Er sah aus, als würde er schlafen.
Wer das dachte, unterlag einem gefährlichen Irrtum. Shandra war stets hellwach.
Lossardo strich über seinen Haarschwanz, als wollte er ihn mit seinen Fingern glattbügeln. Dabei schaute er sich im Raum um.
»Hier hat sich einiges verändert, Kindchen.«
Sie nickte.
»Willst du mir nicht erzählen, was es gewesen ist?«
Sie schaute zu ihm hoch und blinzelte dabei, weil sich plötzlich Tränenwasser in ihren Augen gesammelt hatte. »Du… du weißt es doch schon – oder nicht?«
»Möglich.« Er schnippte mit den Fingern. »Ich will es aber von dir wissen, Kindchen.«
Evangeline nickte. »Ich… ich hatte Besuch. Es … es war ein Fremder, der kam.«
»Tatsächlich ein Fremder?«
»Ja, er wollte mit mir reden.«
»Über was?«
»Bill Conolly.«
Lossardo nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. »Dann kannte der Mann diesen Conolly?«
»Sie… sie waren befreundet.«
»Was wollte er?«
»Ihn suchen.«
»Wie kam er auf dich?« erkundigte sich der Mann flüsternd.
Wenn er die Stimme so weit senkte, stand er unter einem großen Druck, dann konnte er blitzschnell explodieren.
»Er wußte es einfach.«
Lossardo nickte. Gleichzeitig schaute er sich um. »Sehr freundschaftlich scheint eure Unterhaltung nicht gerade verlaufen zu sein, wenn ich mich so umschaue. Was ist mit dem Propeller passiert?«
»Er wurde zerstört.«
»Wieso?«
»Ich… ich weiß es nicht. Tut mir leid … wahrscheinlich trug ich die Schuld. Plötzlich stiegen Kräfte in mir hoch, die ich nicht kontrollieren

konnte …«

»Das verstehe ich sehr gut. Wie hieß dieser zweite Fremde?«

»John Sinclair.«

Lossardo überlegte. Wahrscheinlich dachte er über den Namen nach. Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich kenne ihn nicht.«

»Er stammt auch aus London.«

»Ach so. Und was hast du ihm gesagt?«

»Nichts.«

Blitzschnell trat Lossardo mit dem rechten Fuß zu. Er traf nicht das Mädchen, nur das Bein des Korbsessels. Trotzdem schrak Evangeline zusammen. »Der nächste Tritt sitzt, das verspreche ich dir!«

In Evangeline kroch wieder die Angst hoch. Sie kannte die Wutausbrüche ihres Herrn. Wenn es ihn überkam, nahm er auf niemand und nichts Rücksicht. »Noch einmal, was hat er gesagt?«

»Er suchte seinen Freund!«

»Was hast du ihm gesagt?«

»Daß er verschwinden soll.«

Lossardo zog für einen kurzen Moment die Stirn kraus. »Ist er denn schnell gegangen?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Und wohin?«

»Ich weiß es nicht. Ich konnte ihm ja nicht sagen, wo er seinen Freund findet.«

Lossardo schaute sie an. Plötzlich grinste er schief. »Nein, das konntest du wirklich nicht. Dein Glück.« Er wechselte das Thema.

»Ist er auch Reporter gewesen?«

»Ich glaube.«

»Wie sieht er aus?«

Evangeline beschrieb den Geisterjäger. Lossardo machte sich keine Notizen. Als das Mädchen mit seinem Bericht geendet hatte, holte er aus der linken Manteltasche ein flaches Walkie-talkie. Er schaltete es ein und gab die Beschreibung durch. In der Zentrale würde er gehört werden. Von dort gab man die Informationen dann weiter.

»Wir werden ihn finden«, erklärte er. »Wir werden beide finden, meine Kleine.«

Evangeline nickte. »Und dann?« fragte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Lossardo ließ sich etwas Zeit mit seiner Antwort. In seinen Augen blitzte es. »Dann werden sie sterben, ganz einfach. Und ich weiß auch schon, wo das sein wird.«

»Kenne ich den Platz?«

»Natürlich, meine Kleine. Du hast dich dort sogar mit ihm verabredet. Auf dem Friedhof.« Er lachte. »Das ist doch der ideale Platz für den Tod. Meinst du nicht auch?«

Die Kreolin nickte, obwohl sie es gar nicht wollte. Lossardo hatte den Kopf schief gelegt und schaute sie an. »Du hast mir in letzter Zeit einigen Ärger bereitet, Kindchen, und Ärger hasse ich, das weißt du genau. Deshalb werde ich dich auch nicht außen vorlassen.«

»Wie… wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Du wirst uns auf den Friedhof begleiten. Da regelt sich dann alles von allein.«

»Ich soll…«

Er rutschte von der Tischplatte, und Evangeline verstummte. »Ja, meine Kleine, du wirst uns begleiten, denn ich habe beschlossen, daß du eine Hauptrolle spielst. Meine nächsten Vorbereitungen laufen bereits. Ich habe ein Spiel aufgezogen, dem sich niemand entziehen kann. Du bist der Mittelpunkt, du bist eine besondere Person und das weißt du. Dein erstes Leben oder irgendein Leben, das du schon einmal gelebt hast, wird voll zum Tragen kommen, das verspreche ich dir. Wir werden deinen Freund mit einer Magie konfrontieren, der er nicht entrinnen kann. Ich freue mich schon darauf.«

»Was soll ich denn tun?«

Lossardo streichelte den Panther. »Das wirst du schon sehen, wenn es soweit ist.«

Das Tier stand auf. Es bekam einige Worte ins Ohr geflüstert.

Dieser Mensch schien tatsächlich die Sprache der Tiere zu verstehen und lachte jetzt, als er in das ängstlich verzogene Gesicht der jungen Kreolin schaute.

»Keine Sorge, du bist bestens beschützt durch deine Vergangenheit. Wichtig ist nur, daß du das tust, was wir von dir verlangen.«

»Wie… wie meinst du das?«

»Denk an deine Mutter!« Eine weitere Erklärung gab Lossardo nicht ab. Er drehte sich statt dessen um und nickte den beiden Leibwächtern zu. »Bringt sie zum Wagen.«

Die Männer setzten sich in Bewegung. Ruhig, ohne daß ein Muskel in ihren Gesichtern zuckte. Sie wirkten wie zwei gefährliche Roboter.

Evangeline sah hoch. Als die beiden Kerle sie an den Armen packten und in die Höhe zogen, warf sie Lossardo einen verzweifelten Blick zu, der aber kümmerte sich nicht um sie. Er spielte mit seinem Panther, als wäre dieser die wichtigste Sache der Welt. Es machte ihm nichts aus, daß ihn das Tier durchs Gesicht leckte.

Erst als Evangeline den Raum verlassen hatte, ging auch er aus dem Haus.

Auf dem Hof parkte sein schwarzer Cadillac. Ein Wagen der Extraklasse, groß, breit und irgendwie unheimlich wirkend. In seinem Innern war alles perfekt und luxuriös ausgestattet. Von den edlen Ledersitzen bis hin zur eingebauten Bar, dem TV-Apparat und natürlich der perfekt arbeitenden Air condition.

Evangeline Cortland saß bereits mit einem der finsteren Kerle im Fond des Wagens.

»Wo… wohin bringst du mich?« fragte sie, als Lossardo einstieg und die Tür zuzog.

»Frag nicht so dumm. Du weißt doch, daß wir zum Friedhof fahren. Man hat mich zu lange gereizt. Jetzt ist es aus, ich werde von nun an zurückschlagen.«

Evangeline nickte seinem Fahrer zu. Der Caddy setzte sich sanft wie eine Sänfte in Bewegung.

Lossardo starrte durch die Scheiben. Seine Augen glitzerten. Das gefährliche Lächeln hatte sich dabei auf seinen Lippen festgemeißelt.

Wer ihn kannte, wußte genau, daß er, wenn er so aussah, nur über eine Sache nachdachte.

Über den Tod…

***

Sie waren quer durch die Stadt gefahren. Mit jeder Meile hatte die Angst des Mädchens zugenommen, nur wagte Evangeline nicht, sich dagegen aufzulehnen.

Wie ein verschüchtertes Tier hockte sie neben Lossardos Mann im Fond und starrte durch die getönten Scheiben nach draußen. Sie konnte hinaussehen, andere aber nicht hinein.

Der Kerl neben ihr stank so stark nach Schweiß, daß selbst die Air condition nicht dagegen ankam. Er war ein Weißer, hatte mal als Söldner gearbeitet und hieß Dog. Er war strohblond, hatte sein Haar zur Bürste geschnitten und ein Gesicht, das mehr einer steinernen Fratze glich. Die Augen schimmerten in einem hellen Blau. Er paßte nicht in die Welt des Südens, in der Tat stammte er aus dem Norden, einem Kaff an der kanadischen Grenze. Dog war gekleidet wie immer. Er trug einen grünen Tarnanzug und Schaftstiefel.

Evangeline Cortland hatte noch nie mit ihm gesprochen. Dog handelte nur, er redete nicht.

Sie hatten den Bereich der Innenstadt verlassen, rollten durch die Außenbezirke, wo die Menschen wohnten, die mehr von der Hand in den Mund lebten. In der Nähe wucherte auch der Dschungel, und der Sumpf ließ ebenfalls grüßen.

Auch jetzt brannte die Sonne erbarmungslos nieder, nur im Caddy war davon nichts zu spüren.

Allmählich verschwanden auch die Bauten. Der Weg nahm an Enge zu. Schlaglöcher und Querrillen bildeten Hindernisse, die von der Federung des Wagens leicht geschluckt wurden.

Der Friedhof gehörte zu einem Gelände, wo keine Toten mehr begraben wurden. Es lag daran, daß er zu weit draußen war und sich außerdem der Sumpf mehr und mehr ausbreitete.

Die Wohlhabenden begruben ihre Toten woanders, und die Stadtverwaltung hatte auch kein Interesse an dem Areal gezeigt, um es wieder zu dem zu machen, was es einmal gewesen war.

Die Mauer, die den Friedhof umgab, war längst überwuchert worden. Wie Gummileinen waren die Pflanzen außen an ihr hochgewachsen und hatten auch den Weg über die Krone gefunden.

Der Fahrer wußte genau, wohin er den Wagen zu lenken hatte. Er ließ ihn nicht bis auf den Friedhof rollen, sondern stoppte vorher ab, allerdings in gleicher Höhe mit der überwuchernden Mauer.

Dog drehte den Kopf nach rechts. Ein Blick seiner eisblauen Gletscheraugen reichte aus, um Evangeline klarzumachen, daß sie den Wagen verlassen sollte.

Sie öffnete die Tür, stieg aus und hatte das Gefühl, als wäre ein feuchter Mantel über sie gestreift worden. Die Luft war kaum zu atmen. Dunst bedeckte das Gelände. Zwar stand noch der Glutball der Sonne am Himmel, doch seine Strahlen schafften es diesmal nicht, die Dunstwand zu durchdringen. Das Mädchen atmete einige Male tief durch und taumelte auf die Lücke in der Mauer zu.

Sofort war Dog an ihrer Seite. Er hatte von Lossardo den Auftrag bekommen, sich um sie zu kümmern, den Job nahm er ernst. Er faßte die Kreolin an.

Seine Finger schienen aus Stahl zu sein. Sie hinterließen Druckstellen an ihrem linken Handgelenk. Sie stöhnte auf, verzog das Gesicht und blickte über die Schulter zurück.

Lossardo und sein Panther waren im Wagen zurückgeblieben. Sie wußte nicht, ob sie ihn noch einmal sehen würde. Dog hatte alles übernommen, und auch sein Kumpan kam.

Er war Mexikaner, trug stets eine ponchoähnlich geschnittene Jacke, unter der er seine Waffen verbarg. Der Mann konnte gut mit seinen Messern umgehen.

Die beiden Männer rahmten Evangeline ein, als sie das Mädchen auf den Friedhof führten.

Es war nicht ruhig. Überall in hohen, wie fettig wirkenden Sumpfgras zwitscherte, raschelte und flüsterte es. Zahlreiche Tiere, für menschliches Auge nicht mehr sichtbar, fanden hier ihr Versteck.

Aus dem Gras wuchsen die Grabsteine hervor. Die meisten weiß wie die Fassaden der Häuser. Die Denkmäler besaßen verschiedene Formen. Manche wirkten sehr schlank, andere wiederum klotzig, aber fast jeder Grabstein zeigte ein Motiv oder war mit einem. Motiv versehen.

Engel, Heilige, Dämonen und Gesichter mythischer Wesen waren in die Außenhaut der Steine eingraviert worden.

Ein Friedhof der Vergessenen, aber auch ein Hort schwärzester Magie, wie man sich erzählte.

Evangeline kannte sich hier aus. Ihre Mutter lag auf diesem Feld begraben. Sie erinnerte sich daran, daß sie die Tote oft besucht und vor ihrem Grab gesessen hatte, so daß es zu einer stummen Zwiesprache zwischen Mutter und Tochter gekommen war.

Für Evangeline war die Mutter zwar tot, aber irgendwie lebte sie weiter, das hatte sie mittlerweile herausgefunden, und die war auch etwas Besonderes in ihrem Leben gewesen.

Sie erinnerte sich an die langen Stunden vor ihrem Grab, wo sie die Zeit einfach vergessen hatte. Da hatte sie dann eine stumme Zwiesprache mit der Toten gehalten. An manchen Tagen war es ihr vorgekommen, als wäre der unsichtbare Geist ihrer Mutter aus der Erde gestiegen, um sie, die Tochter mit dem gleichen Namen, zu umklammern und in sie zu fahren.

Evangeline hatte die Mutter nie kennengelernt, doch sie fühlte sich ungemein mit der Toten verbunden.

Der Mexikaner, einfach nur Mex genannt, war schon vorgegangen. Sein fettiges Haar wehte über seinen Hinterkopf bis in den Nacken hinein und wippte bei jedem Schritt mit.

Er tauchte nach rechts weg, verschwand zwischen zwei dicht stehenden Grabsteinen, weil er dort sein Ziel suchen wollte. Die Kreolin warf einen Blick über die Schulter. Sie suchte Lossardo, konnte ihn aber nicht entdecken, so blieb sie weiterhin in Dogs Gewalt, der sie erst losließ, als beide den Mexikaner sahen.

Er stand an der Grenze des Friedhofs. Hier hatte sie auch Bill Conolly hinbestellt. Nicht weit entfernt lag das Grab ihrer Mutter, mit dem eingravierten Gesicht auf dem Stein. Eine Gegend auf dem Friedhof, die dem Mädchen bekannt vorkam.

Dennoch hatte sich etwas verändert!

Aus dem Boden ragte ein viereckiger, weißbleicher Pfahl, der Ähnlichkeit mit dem Marterpfahl der Indianer aufwies. Evangeline hatte ihn noch nie auf dem Friedhof gesehen, er mußte neu in den Boden hineingeschlagen worden sein, und sie konnte sich plötzlich vorstellen, für wen dieser Pfahl gedacht war.

Dog war stehengeblieben. Er wollte ihr Gelegenheit geben, sich den Pfahl genauer anzusehen.

Sie entdeckte an seinem oberen Ende zwei eiserne Ringel Beide glänzten, als Sonnenstrahlen auf sie fielen. Die Ringe waren groß genug, um Hände hindurchzustecken, und sie konnten sich bestimmt auch öffnen lassen wie Handschellen.

Evangeline brauchte keine Erklärung. Das Grinsen des Mexikaners widerte sie ebenfalls an. Sie stand da und fühlte sich trotz der schwülen Wärme wie in einem Eiskeller.

Dog ließ sie los. Das Gelenk schmerzte noch. Auch jetzt, wo das Mädchen frei war, dachte es nicht einen Moment an Flucht. Sie wäre

nie weggekommen, und sie hörte hinter sich die leisen und etwas dumpf klingenden Schritte.

Am Geruch erkannte sie, daß Lossardo und sein Panther bei ihr waren. Ohne sich umzudrehen, fragte sie: »Was… was hat das zu bedeuten?«

»Der Pfahl ist für dich, meine Liebe.« Lossardo drückte nach diesen Worten seine schmalen Lippen auf ihre rechte nackte Schulter, und sie schauderte zusammen.

»Warum?«

Seine Hände wanderten weiter. Es war die Antwort auf ihre Frage. Dann packten die Finger zu. Mit einer Bewegung fetzten sie in Höhe der Taille das rote Kleid auseinander.

Evangeline schrie auf. Neben ihr fielen links und rechts die beiden Kleiderhälften zu Boden. Sie fühlte sich unter den Blicken der Leibwächter seziert, denn sie schämte sich auch, weil sie nur mehr einen knappen Slip trug, ansonsten nichts mehr.

Die kleinen Brüste hatten eine Gänsehaut bekommen und wurden jetzt von einem tüllähnlichen Stoff berührt, als Lossardo ihr ein neues Kleid über die Schulter schob.

Es war weiß wie ein Totenhemd, etwas durchsichtig, und Lossardo befahl dem Mädchen, es anzuziehen.

»Wes… weshalb?«

»Weil ich es so will, und weil deine Mutter auch in einem weißen Totenhemd begraben wurde.«

Evangeline schwieg. Sie mußte sich die Worte erst durch den Kopf gehen lassen. »Was… was hat denn meine Mutter damit zu tun?«

»Das wirst du bald merken. Jetzt zieh es an!«

Die Kreolin gehorchte zitternd. Es blieb ihr auch nichts anderes übrig, als das Kleid über die Schultern zu streifen. Der Stoff floß angenehm kühl über ihre Haut und bis über die Waden hinweg, fast schon bis an die Knöchel.

Der Ausschnitt war ziemlich tief angesetzt. Noch deutlicher kam innerhalb des spitzen V's die dunkle Haut des Mädchens zum Vorschein.

»Es steht dir gut«, sagte Lossardo.

Sie nickte nur. »Und jetzt?« fragte sie.

Lossardo drückte ihr seine Rechte ausgebreitet in den Rücken.

»Geh vor, meine Kleine. Der Pfahl wartet auf dich!«

Sie wollte sich umdrehen, aber Lossardo hielt sie fest. »Du sollst vorgehen.«

»Ihr wollt mich festbinden, nicht?«

»So ist es.«

»Und dann?«

»Es ist mein Spiel, nicht deins«, erklärte Lossardo mit knallharter

Stimme.

»Ja!« flüsterte Evangeline und senkte den Kopf. »Es ist gut. Ich werde gehen.«

Lossardo und sein Raubtier schauten dem Mädchen nach, als es mit schleppenden Schritten durch das Gras ging, den Kopf gesenkt, als hätte es Angst davor, den Pfahl ansehen zu müssen.

Sie weinte innerlich, nach außen blieb sie hart, aber sie hörte gleichzeitig eine Stimme, die nur sie verstehen konnte, weil sie in ihrem Kopf flüsterte.

»Keine Sorge, Kind, ich bin bei dir…«

Es war die Stimme einer ihr unbekannten Frau gewesen, die Evangeline nicht kannte und noch nicht gesehen hatte. Dennoch wußte sie, wer mit ihr Kontakt aufgenommen hatte.

Die tote Mutter!

Unwillkürlich verlangsamte sie ihre Schrittfolge, was dem wartenden Lossardo überhaupt nicht paßte. »Du sollst weitergehen, verdammt noch mal!«

»Ja, ja, natürlich.« Jetzt lief sie sogar auf die beiden Männer zu.

Dog erwartete sie mit seinem stoischen Gesichtsausdruck. Anders Mex. Er grinste hart und schien sie mit seinen Blicken noch einmal ausziehen zu wollen.

Statt dessen aber umklammerte er ihr linkes Handgelenk und riß den Arm hoch. Dog faßte an der anderen Seite zu. Gemeinsam schleppten sie Evangeline bis dicht an den Pfahl. Dort drehten sie das Mädchen herum, so daß es sich gegen das von der Sonne aufgewärmte Vierkantholz lehnen konnte.

»Bleib so stehen!« flüsterte Mex mit seiner guttural klingenden Stimme.

Ihre Arme wurden noch höher gezerrt. Sie spürte das harte Zucken unter den Achseln und sah auch, daß sich Lossardo und sein Panther langsam in Bewegung setzten.

Sie schlenderten auf den Pfahl zu. Lossardos Gesicht blieb ausdruckslos. Ein leichter Windstoß griff unter seinen Pferdeschwanz und wehte ihn hoch.

Evangeline schrie plötzlich auf.

Nicht aus Schmerz, sondern vor Schreck, denn um ihre Handgelenke klickten plötzlich die stählernen Kreise. Sie waren so eng, daß ihr Metall gegen die Haut des Mädchens drückte. Die beiden Leibwächter traten auf einen Wink ihres Chefs zur Seite. Lossardo wollte sich um das Mädchen kümmern.

Einen Schritt vor der Gefangenen blieben er und sein Panther stehen. Er nickte Evangeline zu, die ihn aus gequälten Augen anschaute. »Weshalb tust du das?«

»Es muß so sein. Du bist Teil meines Plans. Ich muß dich haben! In

der kommenden Nacht wirst du deine wahren Fähigkeiten erkennen. Dieser Friedhof ist genau der richtige Platz für dich, denn hier liegt deine Mutter begraben. Weißt du eigentlich genau, wer sie gewesen ist, kleine Evangeline?«

»Nein!«

»Sie war eine Mambo-Priesterin!«

Trotz der Handfesseln und ihrer angespannten Haltung zuckte das Mädchen zusammen. Evangeline hatte gewußt, daß ihre Mutter von einem Geheimnis umweht worden war. Bisher hatte sie nie erfahren, um was es sich dabei handelte. Nun war es gelüftet worden, und sie bekam es mit der Angst zu tun. Ausgerechnet eine Mambo-Priesterin – das durfte doch nicht wahr sein. Sie hatte von diesen Menschen gehört. Es gab unter ihnen Männer und Frauen, die mehr sahen als normale Menschen.

Auch heute noch gingen abergläubische Personen zu den heimlich praktizierenden Mambo-Priestern, denen man übersinnliche Kräfte nachsagte. Sie brauchten das Blut der Tiere, um Krankheiten angeblich heilen zu können oder um mit denen zu reden, die längst verstorben waren.

Mambo war unheimlich, gefährlich, rätselhaft für diejenigen, die sich damit nicht befaßt hatten.

Lossardo merkte, daß mit dem Mädchen etwas nicht stimmte.

»Wußtest du das nicht?« fragte er.

»Nein…«

»Es war aber so. Deine Mutter war eine Mambo-Priesterin. Und sie war sehr berühmt. Sie ließ sich mit vielen Männern ein, gebar dann ein Kind von diesem Musiker Sweet. Aber der lebt nicht mehr, du bist jetzt Vollwaise…«

»Nein, ich…«

Lossardo streckte seinen Arm aus. Er streichelte über die Wange des Mädchens. »Ein Kind«, flüsterte er, »wirst du auch mir bald schenken, das verspreche ich dir. Es dauert nicht mehr allzu lange. Laß diese Nacht vorbei sein, dann wirst du bereit sein, mir ein Kind zu schenken. Doch zuvor mußt du noch einige Prüfungen bestehen. Sie alle werden sich hier auf dem Friedhof abspielen, in der Nähe deiner Mutter, deren Nachfolge du antreten wirst, denn du hast ebenfalls das Zeug, eine großartige Mambo-Priesterin zu werden. Ich bleibe an deiner Seite. Deine und meine Macht werden vereinigt, denn gemeinsam sind wir unschlagbar.«

Evangeline Cortland hatte zwar alles verstanden, aber das wenigste begriffen. »Was… was muß ich denn alles tun?« fragte sie.

»Nicht viel, nur die große Probe. Wir werden jetzt gehen und deinen Freund Bill holen.«

Ihre Augen weiteten sich. Sie ahnte bereits, was Lossardo mit ihr

vorhatte. Er nickte, streichelte seinen Panther und drehte sich um.

Im Weggehen sagte er: »Wie gesagt, wir kommen wieder und bringen deinen Freund Bill mit. Wir werden ein Fest feiern, bei dem er als großer Höhepunkt sein Leben durch deine Hand verlieren wird…«

Lossardo lachte noch hart und grausam, als ihm Dog die Beifahrertür des Caddys aufhielt.

Es würde seine Nacht und auch sein Spiel werden. Die nächsten Stunden waren das Sprungbrett für ihn, um ganz nach vorn zu kommen…

***

Erst als der Fahrer seinen Wagen vor dem Hotel ausrollen ließ, kam Bill richtig zu Bewußtsein, daß er es überstanden hatte. Er war einer Hölle entkommen, und der kleine Park, der das Hotel umgab, kam ihm vor wie eine Oase der Stille.

»Was habe ich zu zahlen?«

Der Driver nannte den Preis.

Bill legte ein Trinkgeld darauf und mußte sich eine Frage gefallen lassen. »Wohnen Sie hier, Mister?«

»Ja. Wieso?«

»Nun ja, ich meine, hier legen sie doch ziemlich viel Wert auf korrekte Kleidung.«

»Bin ich Ihnen zu schmutzig?«

Der Fahrer lachte meckernd. »Mir nicht, aber denen vielleicht.«

»Wir werden sehen.« Bill stieg aus und ging mit ziemlich steif wirkenden Bewegungen auf den Eingang zu. Das tat er nicht ohne Grund, schließlich sollte niemand die Waffe sehen.

Gegen den Eingang schien die Sonne. Das Glas war dunkel. Bill konnte nicht so gut in die Halle sehen, zudem war er mit seinen Gedanken woanders und dachte an nichts Böses.

Er stieß die Tür auf, betrat die kleine Hotelhalle, ging zwei Schritte, und erst dann fiel ihm die ungewöhnliche Stille auf.

Niemand redete, selbst das Atmen schien zu stören.

Die ungewöhnliche Ruhe hatte einen Grund. Drei Männer hatten sich in der Hotelhalle verteilt und hielten schwere Waffen in den Händen.

Lossardo und zwei seiner Killer.

»Willkommen, Bill«, sagte Lossardo mit einer Stimme, die seine Worte Lügen strafte, denn sie versprachen den Tod…

ENDE des ersten Teils